Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch
Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch
Band: 5 (1938)

Artikel: Amor und die Hutschachtel
Autor: Brandenberg, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1076254

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amor und die Hutschachtel

Novelle von Karl Branderberg

Aufgeregt und mit gehässigem Brummen schoß schon seit einer geraumen Weile eine dicke, metallisch-schwarz glänzende Fliege ziel- und planlos im Zimmer herum und störte in unangenehmer Weise die vorher herrschende Ruhe. Das zornige Surren wurde nur ab und zu unterbrochen, wenn das wütende Tierchen in seinem Zickzackflug kopfvoran mit dumpfem Ton gegen das Wandgetäfer oder gegen eine Fensterscheibe schoß und durch den Anprall halb betäubt zu Boden fiel. Seine sinnlose Wut war aber auch einigermaßen begreiflich. Vollgefressen und müde hatte es sich vor dem Einnachten an die Decke der Schreibstube gehängt, um hier im Bewußtsein eines gut vollbrachten Tagewerkes der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Und jetzt war ausgerechnet unter ihm die mit einem Draht an der Decke hängende Schreibtischlampe angezündet worden. In der grellen Lichtscheibe, die das Lampenglas an das braune Deckengetäfer warf, hatte sich die anfänglich wohlige Wärme nach und nach zu unerträglicher Hitze gesteigert. Statt sich bei lebendigem Leibe rösten zu lassen, zog es der ergrimmte Sechsbeiner daher vor, sein Ruheplätzchen noch rechtzeitig unter lautem Protest zu verlassen. Schon der Gedanke an die Niederträchtigkeit dieser Ruhestörung hätte jedes echte Fliegenherz in zornige Wallung bringen können. Aber dazu gesellten sich nun noch die durch die entsetzlichen Stöße erlittenen Schmerzen, welche den erbosten Brummer nach und nach in maßlose Wut versetzten. Aus dem Halbdunkel einer Zimmerecke flog er neuerdings im rasenden Schuß gegen die Lampe, diese verfluchte Lampe, die an allem schuld war. Da, plötzlich wieder ein dumpfer Puff am grünen Papierschirm, und betäubt fiel die Fliege rücklings auf den Schreibtisch und streckte die sechs verstaubten und zitternden Beinchen haltlos in die Luft.

Betroffen hielt der Tuchherr Emanuel Lukas Dubold in seiner Schreibarbeit inne. Fast wäre ihm das Tierchen auf die noch nassen Schriftzüge seines Briefes gefallen. Ein schadenfreudiges Lächeln glitt über sein Gesicht.

»Hat's dich endlich, du ekelhafter Mistfink!«

Rasch griff Dubolds Hand nach dem Streusandfaß, um damit den lästigen Störenfried zu zerquetschen. Aber in einem Anflug von Mißmut stellte er das schwere Gefäß aus Buchsbaumholz wieder an seinen Platz zurück und brummte ärgerlich: »Pfui, Lukas, schäm' dich deiner erbärmlichen Mordlust! Wozu auch sinnlos töten, was, so gut wie du, noch Anspruch auf ein bißchen Leben hat. Komm, Kleiner, ich schenk' dir den Rest deiner vom Schicksal zugemessenen Tage; aber jetzt laß' mich endlich in Ruhe!«

Sorgfältig schob der Tuchherr das Tierchen mit dem Finger auf ein Stück Papier, trat damit ans Fenster und warf es ins Hinterhaus-Gärtchen hinaus mit dem gutmütigen Trost: »Der Abendtau und die kühle Nachtluft werden deinem verbeulten Schädel sicherlich wohltun.« Dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch. Der Brief, eine dringende Tuchbestellung an einen ihm befreundeten Fabrikanten in Mannheim, mußte unbedingt morgen früh Burgdorf mit der ersten Postkutsche verlassen. Bis zum Eintreffen der Ware würden in diesen unsichern Zeiten auch sonst schon mehrere lange Wochen des Wartens verstreichen.

In der behaglichen Stille der Schreibstube ließ es sich nach dem kurzen Unterbruch wieder ruhig denken und schreiben. Gemächlich reihte der leise quietschende Gänsekiel aufs neue Buchstaben an Buchstaben auf dem etwas rauhen Papier. Wenn zu Beginn eines neuen Satzes eine Majuskel einen ganz besonders schönen Schnörkel erforderte oder die Hand des Schreibenden die Feder nach dem Tintenfaß führte, stöhnte der altväterische Pultstuhl unter seiner Last gequält auf. Im hohen, fast bis zur Decke reichenden, bunt bemalten Gehäuse der an der hintern Zimmerwand stehenden Uhr tickte langsam, feierlichernst der lange Pendel und mahnte leise an die Vergänglichkeit der Zeit.

Plötzlich hielt der Tuchherr in seiner Arbeit inne und hob den Kopf. Angestrengt lauschend blickte er einen Augenblick ins Leere. Aus dem Zimmer über der Schreibstube drang, wenn auch wie von weither, doch deutlich hörbar, ein regelmäßiges Schnarchen durch die Decke. Ein verständnisvolles Lächeln glitt über Dubolds Züge. Da oben im Zimmer seiner seligen Tante Dorothea, in dem es, trotzdem sie schon vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet hatte, immer noch so gemütlich nach Lavendel roch, lag offenbar der Husarenrittmeister Gaston du Plessis, der Dubold schon vor sechs Wochen vom Vorstand seiner Zunft als Quartiergast zugeteilt worden war, gestiefelt und gespornt auf dem breiten Himmelbett im Alkoven und schlief seinen Kater aus. Im Gasthof zum Bären nebenan hatte er letzte Nacht mit einigen eingeladenen Kameraden seinen dreißigsten Geburtstag gefeiert. Bis spät in die Nacht hinein hatten übermütige französische Ansprachen, lautes Gelächter und fröhliche Liedlein aus den hintern Fenstern des Gasthofes herübergetönt; und gegen Morgen hatten sie den offenbar stark beschwipsten Capitaine laut polternd und lachend die Treppe heraufgebracht. Der Dienst mochte ihm heute wohl besonders schwer gefallen sein. Die alte Kathrine wird morgen beim Zimmermachen wieder einmal Gelegenheit haben, über das mit schwarzem Stiefelfett verschmierte Bettzeug zu jammern. Sie war diesem wilden Husarenvolk auch sonst schon nicht gewogen.

Leise, fast unhörbar quietschte die Feder wieder weiter und versicherte den Mannheimer Fabrikanten der vollkommendsten Hochachtung und der ergebensten Freundschaft des Briefschreibers. Bei der Anbringung der langen, etwas steifen Namenszüge gab sie sich unter starker Verlangsamung des Tempos ganz besonders Mühe und setzte schließlich darunter, sichtlich erleichtert, das Datum: Burgdorf, den 17ten May 1801.

Mit einem Ruck riß der Tuchherr den grünen Papierschirm, der seine Augen beim Schreiben vor den blendenden Strahlen der Lampe geschützt hatte, von der Stirne. Hell fiel das Licht auf die jugendlichen, energischen Züge seines glattrasierten Gesichtes, zu denen zwei grau-blaue, gutmütige Augen und die Favoris einen merkwürdigen Kontrast bildeten. Dubold falzte den Brief rasch zusammen, setzte die Adresse darauf und ver-

schloß ihn mit Oblate und Petschaft. Dann ging er, sich mit beiden Händen das lange, braune Haar nach hinten streichend, zur Türe, an der sein Stock und der Zylinderhut aus grauer Seide hingen. Als er nach den beiden Gegenständen griff, wurde es plötzlich in der Papierkiste unter dem Schreibtisch lebendig. Ein kurzes Rascheln ertönte; dann sprang mit einem langen Satz ein schwarzer, wohlgenährter Dachshund mitten ins Zimmer, streckte laut gähnend erst das eine, dann das andere Hinterbeinchen rückwärts in die Luft, um die steif gewordenen Glieder wieder etwas beweglicher zu machen, und blickte dann mit seinen klugen Aeuglein erwartungsvoll zu seinem Herrn empor, indem er seine stumme Bitte mit freudigem Schwanzwedeln nachdrücklich unterstrich.

»Na, meinetwegen, alter Sünder, kannst mitkommen, rasch auf die Post und dann zu einem kurzen Nachtschoppen ins Cheval Blanc unten an der Gerbergasse. Ich muß mich dem Bürger Rößliwirt doch endlich wieder einmal zeigen, sonst vergißt er am Ende noch ganz, daß er mir den Zins meiner Gült schon seit Martini schuldig ist.«

Dubold blies die Lampe aus und tastete sich im Finstern durch die Schreibstube und den anstoßenden langgestreckten Tuchladen hinüber in die schwach beleuchtete, gewölbte Eingangshalle des Hauses, in der es, wie im Laden, von den vielen auf hohen Regalen aufgestapelten Ballen stark nach Tuch roch. Mit dem großen Schlüssel, den er beim Ausgehen hinten an der Hosenschnalle zu tragen pflegte, öffnete Dubold die schwere, knarrende Haustüre. Ueberrascht blieb er auf der Schwelle stehen, während sein Waldi wütend bellend hinaus auf die Schmiedengasse schoß. Von der steinernen, mit Granatbäumchen diskret maskierten Ruhebank, die rechts neben dem Hauseingang das Trottoir zwischen dem Dubold'schen Hause und dem Gasthof zum Bären abriegelte, ertönten zuerst der leise Schrei eines weiblichen Wesens und gleich darauf kräftige französische Flüche. Trotz der schlechten Straßenbeleuchtung überschaute der Tuchherr blitzschnell die Situation. Ein Liebesidyll hatte durch sein plötzliches Erscheinen einen jähen Unterbruch erlitten. Das auf der Bank sitzende Zimmermädchen aus dem Bären war eben damit beschäftigt gewesen, einem kleinen

Husaren, den es rücklings auf seinen Schoß heruntergezogen hatte, wohl als Unterpfand ewiger Liebe und Treue ein knallrotes Seidenbändchen in die Cadenette seiner Perücke zu flechten. Als der Tuchherr auf der Haustürschwelle erschienen war, hatte das erschreckte Mädchen mit einem kräftigen Stoß beider Arme den Husaren von sich gestoßen, sodaß er kopfvoran in die Granatbäumchen fiel, und war dann im eiligen Lauf um die Bank herum im Bären verschwunden, während der Franzose den aus Kratzwunden blutenden Kopf fluchend aus dem rauhen Geäste der Kübelpflanzen herauszog.

Dubold schloß die Türe ab und machte sich mit seinem immer noch laut aufbegehrenden Waldi auf den Weg zur Post. Als er in das enge, finstere Gäßchen zwischen den Zunfthäusern zu Metzgern und Pfistern einbog, mußte er unwillkürlich auflachen. Es fiel ihm plötzlich ein, daß der Franzose kein anderer sein konnte als die junge Ordonnanz des Capitaine du Plessis. Mit dem Rittmeister war ihm auch dessen Bursche Vaudrieux, – du Plessis titulierte ihn gewöhnlich mit dem Kosenamen »Vaurien« – zum hellen Entsetzen der alten Haushälterin Kathri ins Quartier gelegt worden. Man hatte ihn oben in einer Dachkammer des Dubold'schen Hauses untergebracht. Von dieser aus unternahm er schon am ersten Abend, nur mit Hosen und Hemd bekleidet, eine Rekognoszierung über die Dächer der Nachbarhäuser in der Hoffnung, da oben zum mindesten ein galantes Abenteuer erleben zu können. Aber der gefahrvolle Spaziergang auf allen Vieren hatte für den kühnen und unternehmungslustigen Repräsentanten der Grande Nation ein wenig glorreiches Ende genommen. In der ersten offenen Dachkammer, der er seinen Besuch abstatten wollte, verwehrten ihm zwei laut aufkreischende Mädge in Nachthemden energisch den Einstieg, und auf seinem gefahrvollen Standort, von dem aus kein rascher Rückzug möglich war, mußte er es sich gefallen lassen, daß ihm Wasser und andere Flüssigkeiten aus allerhand Gefäßen an den Kopf geschmissen wurden. Klirrend war ihm schließlich das Fenster vor der Nase zugeworfen worden. Und als es ihm gelang, zwei Hausdächer weiter wirklich in eine offene Dachkammer einzusteigen, da hatte er das Pech, in der Dunkelheit an einen handfesten Bäckergesellen zu geraten. Mit

bärenstarken Armen hatte ihn dieser umfaßt, zu Boden geworfen und mit groben Fäusten derart geknetet, daß ihm Hören und Sehen vergingen. Als der Husar am nächsten Morgen wieder zum Vorschein kam, war sein Kopf hoch aufgeschwollen und schillerte in allen Regenbogenfarben zwischen Gelb über Blau bis zum tiefen Schwarz. Sobald die Ursache seiner Verunstaltung bekannt wurde, wälzten sich die Zivilisten sowohl wie die Kameraden seiner Escadron vor Lachen, und der Rittmeister fand es für gut, seinen Vaurien wieder einmal für zehn Tage in Arrest zu stecken, zur Strafe, dann aber auch, um ihn vorderhand dem allerbissigsten Gespött ein wenig zu entziehen. Das Bürschchen war übrigens rückfällig, da es sich schon vor einigen Wochen einen ähnlichem dummen Streich hatte zuschulden kommen lassen, und deshalb verfügte du Plessis seine Verbringung in den Barfüßerturm beim alten Kloster, der wegen seiner vielen Ratten bei den Militär- und Zivilhäftlingen in sehr schlechtem Rufe stand.

Armer Vaudrieux! Zu den alten Beulen kamen jetzt noch die neuen Kratzwunden im Gesicht. Der Schlingel hatte in letzter Zeit entschieden Pech mit seiner Visage!

Beim Einbiegen in die Kirchbühlgasse bemerkte Dubold schon von weitem in der durch eine Reverberelaterne schwach beleuchteten Laube des Hôtel de Ville, das seit den Märztagen des Jahres 1798 beständig das Platzkommando der französischen Okkupationstruppen beherbergte, einen stämmigen, ältern Husaren mit langem, herunterhängendem Schnurrbart. Breitspurig, den Karabiner im Arm, stand der Mann beim Hoteleingang Wache und schaute interessiert ins Halbdunkel der Gasse hinaus, wo soeben eine schwere, verstaubte Postkutsche angehalten hatte. Der steile Aufstieg in die Oberstadt mochte die Pferde ein tüchtiges Stück Arbeit gekostet haben, denn ihre Flanken schlugen heftig, und die mit Schweiß bedeckten, dampfenden Leiber glänzten im Schein der Wagenlaternen wie Spiegel. Der Kutscher hatte eben den Schlag geöffnet und machte sich nun daran, vom Hinterteil des Wagens einen größeren Koffer herunterzuholen.

Im Augenblick, als Dubold neben dem Gefährt vorbeigehen wollte, entstieg dem finstern Innern, den Rücken voran, eine

Dame im dunkeln Reisemantel mit hochgeschlagenem Kragen. Unter dem einen Arm trug sie eine große, mit bunten Blumen gemusterte und mit einem blauen Seidenband umwickelte Hutschachtel, unter dem andern allerhand kleineres Reisegepäck. Plötzlich stieß sie einen leisen Schreckensruf aus. Die Hutschachtel war ihr entfallen; dumpf schlug sie am Boden auf und rollte zwischen den Rädern hindurch auf die andere Seite des Wagens. Rasch sprang Dubold um die Kutsche herum in der Hoffnung, den Ausreißer noch rechtzeitig vor dem Weiterrollen auf der abschüssigen Straße erwischen zu können. Aber blitzschnell hatte auch sein Waldi die Situation erfaßt. In freudiger Erwartung einer nicht alltäglichen Jagd leuchteten seine schwarzen Spitzbubenäuglein unternehmungslustig auf. Mit lautem Gebell und hochaufgestellter Rute schoß er unter dem Wagen durch und versetzte der Schachtel mit beiden Vorderbeinchen einen kräftigen Stoß. Dumpf polternd rollte diese in beschleunigtem Tempo auf dem holprigen Pflaster die Gasse hinunter. Dubold mußte Laufschritt anschlagen. Mehrmals glaubte er, den Ausreißer bereits erwischt zu haben; aber jedesmal schoß Waldi im letzten Augenblick bald von rechts, bald von links wieder herbei und stieß ihn in immer schnellerem Zickzacklauf die Gasse hinunter. Zuerst verlor der Tuchherr beim Sichbücken den Stock, dann fiel ihm auch noch sein Zylinderhut vom Kopf und rollte seinerseits gemächlich seinem Herrn nach.

Dubold war wütend. Die Situation wurde immer lächerlicher. Von der Stadthauslaube her hörte er das dröhnende Lachen des Husaren, das übermäßig laut in der Gasse widerhallte. In den Laubenbögen und in den beleuchteten Fenstern der Häuser am Weibermarkt erschienen plötzlich Neugierige, die mit lautem Lachen in das Gröhlen der Schildwache einfielen. Aber der Tuchherr gab trotz der Wut, die in ihm aufkochte, die Verfolgung nicht auf. Er war nicht der Mann, der ein einmal begonnenes Unternehmen ohne Erreichung des Erfolges aufgab. Mit fliegenden Rockschößen und unter Waldis übermütiger, von immer lauterem Freudegebell begleiteten Mitwirkung ging die wilde Jagd weiter, bis die Schachtel endlich unten in der Hohen Gasse an den vorspringenden Strebepfeiler eines Hauses stieß und im Zurückprallen auf die flache Seite zu liegen kam. Eben

wollte sie Waldi mit neuem Anstoß wieder in Bewegung setzen, da erhielt er von kräftiger Hand eine schallende Ohrfeige, daß er jämmerlich aufheulend mit eingekniffenem Schwanz schleunigst davonlief. Mit zornrotem Kopf bückte sich Dubold nach der Schachtel, versorgte sie unter dem Arm und eilte mit langen Schritten wieder die Straße hinauf, unterwegs unter dem Gelächter der Gasse auch noch den Stock und den Hut zusammenlesend. Das Mistvieh von Waldi hätte er erwürgen können. Das Gefühl, sich furchtbar lächerlich gemacht zu haben, versetzte ihn in übelste Laune. Hatte ausgerechnet er, der Tuchherr Emanuel Lukas Dubold, eine stadtbekannte Respektsperson, Präsident der Leistgesellschaft und aussichtsreicher Kandidat für die nächsten Munizipalitätswahlen, der blödsinnigen Hutschachtel dieser alten Schachtel von Weibsperson da oben nachrennen müssen!

In der Stadthauslaube krümmte sich der Husar immer noch so vor Lachen, daß ihm die Tränen in seinen langen, schwarzen Schnurrbart hinunter kugelten. Im tiefen Baß brüllte er zwischenhinein mehrmals in die Gasse hinaus: »Tonnerre, qu'ils sont galants, ces messieurs de Bourg d'Orff!«

Als Dubold wieder bei der Kutsche anlangte, war die Fremde, die ihm den Rücken kehrte, eben im Begriff, dem Postillon nähere Anweisung für die Unterbringung des Gepäckes zu geben.

»Da, Bürgerin, habt ihr eure verdammte Hutschachtel wieder! Ein andermal ...«

Weiter kam Dubold nicht in seiner barschen Anrede. Rasch hatte sich die Dame umgekehrt. Das Licht der Wagenlaterne fiel auf ein reizendes, frisches Mädchengesicht. Zwei große, freundlich aufleuchtende, dunkle Augen blickten zu Dubold empor.

»Oh, je vous remercie infiniment, Monsieur, Sie waren wirklich zu liebenswürdig. Ich danke Ihnen recht herzlich.«

Ganz betreten, sprachlos vor Ueberraschung und im Gefühl, sich mit seiner groben Anrede nochmals schwer blamiert zu haben, verneigte sich der Tuchherr stumm und überreichte der Dame die Schachtel. Dann zog er wortlos den Hut und entfernte sich

mit raschen Schritten. Er hatte es eilig, vom Schauplatz seiner zweimaligen Blamage zu verschwinden.

»Blöder Grobian!« murmelte Dubold mehrmals ganz zerknirscht vor sich hin, als er die Hohe Gasse hinunterschritt. Tief in Gedanken versunken bog er in die hölzerne, gedeckte Spitteltreppe ein, die nach der Unterstadt hinunterführte. In respektvoller Entfernung und mit einem Ausdruck tiefster Kränkung im feinen Gesichtchen folgte ihm Waldi nach. Ihm schien nach dem, was vorgefallen war, plötzlich alles in der Welt, selbst das Leben, verleidet zu sein. Er unterließ sogar, wohl das erste Mal in seinem Leben, das neugierige Schnuppern am Eckpfosten des Treppeneinganges. Lust- und freudlos stieg auch er mit seinen kurzen, krummen Beinchen die lange Treppe hinunter, nur ab und zu einen scheuen, vorwurfsvollen Blick nach seinem Herrn werfend, von dem er heute zum ersten Mal geschlagen worden war. Aber der hatte ihn vollständig vergessen; der merkte es nicht einmal, als der »rufende« Stadtwächter im langen Mantel keuchend die Treppe emporstieg und ihm im Vorbeigehen freundlich guten Abend wünschte. Knarrend bogen sich die ausgelaufenen eichenen Bretter der Treppentritte unter Dubolds Füßen. Dumpf hallend gab der Hohlraum des Daches, in dem verstaubte und mit Spinnengeweben behangene Feuerwehrleitern und lange Einreißhaken hingen, das Echo der Tritte wieder. Im schwachen Licht der halb erblindeten Lämpchen unter dem Deckengebälk machten Fledermäuse ihre allabendliche Jagd auf Mücken. Aber der Tuchherr sah und hörte von alldem nichts. Achtlos schritt er unten in der Spitalgasse am Zunfthaus zu Gerbern vorüber, aus dessen Gaststube ein fröhliches Gesellenwanderliedchen erscholl. Er überhörte sogar das Stampfen und Rumpeln des großen, mit glänzend-grünem Moos überzogenen Flotschrades der obern Mühle am Kanal. Am Gasthof zum weißen Rößli in der Gerbergasse schritt er vorbei; der Rößliwirt, die Gült, der längst verfallene Zins, alles war vergessen. Blicklos, wie ein Blinder, schritt er durch das Wynigentor hinaus in die schöne Maiennacht.

Erst das ungewohnte, starke Rauschen der Emme weckte den Tuchherrn endlich wieder aus seinen Träumen auf. Neben der Wynigenbrücke trat er auf den Floßländeplatz hinaus und

lauschte gespannt auf das laute Brausen der Wogen. Das schöne, warme Föhnwetter der vergangenen Tage mußte dem letzten Schnee am Hohgant übel beigesetzt haben; denn der Fluß ging hoch und verbreitete weit herum ein dumpfes, durch das rollende Echo an der Gysnaufluh noch verstärktes Donnern.

Lukas Dubold stopfte umständlich seine Meerschaumpfeife.

Mit dem Feuerschlagen im Dunkeln hatte er erst etwas Mühe, aber schließlich brannte der Zunder und gleich darauf auch der Tabak. – Herrgott, wo war denn der Waldi? schoß es ihm plötzlich durch den Kopf. Den hatte er ja ganz vergessen! Aus seinem sonst so scharfen Pfiff klang deutlich hörbar die innere Unruhe und Besorgnis. Aber der Dachshund war schon seit geraumer Zeit in angemessener Entfernung hinter ihm auf dem vom Mondschein matt beleuchteten Platz gesessen. Immer noch sichtlich gekränkt und grollend hatte er seinen Herrn nicht aus den Augen gelassen. Jetzt kroch er, Bauch und Ohren am Boden schleifend, langsam heran.

»Schlechtes Gewissen? Richtig, dich habe ich ja eigentlich erwürgen wollen. Na, alter Spitzbub, komm her! Laß gut sein; deine neuesten Schandtaten seien dir wieder einmal verziehen!«

Intelligente Hunde haben ein unendlich feines Gefühl für die seelischen Stimmungen ihrer Herren und sind imstande, freundliche Zuneigung oder mißmutige Ablehnung schon aus den Augen abzulesen. Im Nu hatte auch der kluge Waldi die eingetretene erfreuliche Stimmungsänderung erfaßt. Winselnd vor Freude über die endliche Wiederversöhnung sprang er an seinem Herrn hoch und versuchte, ihm dankbar die Hände zu lecken. Doch dieser wehrte lachend ab und schritt auf dem der Emme entlang führenden Schachenweg weiter.

Schon nach wenigen Schritten stand Dubold in Gedanken wieder oben vor dem Stadthaus neben der Kutsche und guckte dem fremden Mädchen in das liebe Gesichtchen. Diese strahlenden, dunkeln Augen, diese warme, klangvolle Stimme – er wurde sie nicht mehr los. Immer wieder mußte er sich die kurze Begegnung neu vergegenwärtigen, wie sehr er sich auch bemühte, nicht mehr daran zu denken; denn nach jedem neuen Erinnern stieg in ihm auch immer wieder das peinigende Gefühl

tiefer Beschämung über sein grobes Benehmen der Dame gegenüber auf. Wer es wohl sein mochte? Was hatte sie nur just nach Burgdorf verschlagen? Der Sprache nach stammte sie aus dem Norden oder Osten der Schweiz. Das ziemlich umfangreiche Gepäck, das sie mitführte, ließ auf einen längern Aufenthalt schließen. Eine Institutsbesucherin? Oder reiste sie am Ende morgen schon weiter?

Durch das Erlöschen seiner nur halb ausgebrannten Pfeife erwachte der Tuchherr wieder aus seinen Träumereien. Aergerlich schlug er nochmals Feuer und zwang dann seine Gedanken energisch in andere Bahnen. Der Abend war so wunderschön da unten an der Emme. Durch das Brausen der Wogen hörte man deutlich das Knirschen und Rollen der großen Kieselsteine auf dem Grunde des reißenden Flusses. Schön ausgerichtet in Reih und Glied standen drüben, wie vier riesige Grenadiere, die vom Mondlicht hell beleuchteten, senkrecht zum Himmel strebenden Sandsteinflühe. Und auf der andern Seite geisterte gespenstisch in dunkler Silhouette das hochragende, stolze Schloß herüber. Ein lauer Abendwind strich durch das Weidengebüsch und ließ die taunassen, silberglänzenden Blätter leise erzittern. – Blieb sie am Ende im Städtchen? Ein warmes Gefühl der Freude stieg dem Tuchherrn auf bei diesem Gedanken. Dann würden sich sicher ihre Wege bald wieder kreuzen und er hätte Gelegenheit, sich ihr in einem etwas günstigeren Lichte zu zeigen. Er würde sie ...

Vom bewaldeten Berghang über der Wasenmeisterei kugelte das spöttische Lachen eines Käuzchens über die Emme herüber. »Donnerwetter! Lukas, was ist denn auf einmal mit dir; du bist ja verliebt, lächerlich verliebt wie ein Lehrbub!«

Dubold gab sich einen Ruck und schritt nun tüchtig aus. Was ging ihn am Ende die fremde Frauensperson an! Mochte sie herkommen und hingehen, wo sie wollte, wenn sie ihn nur endlich in Ruhe ließ. Uebrigens war's jetzt höchste Zeit zur Heimkehr, wenn er noch rechtzeitig vor Torschluß hinter die Ringmauern kommen wollte. Bei der Schinderbrücke bog er rechts ab in der Richtung nach dem Städtchen. Als er beim Rütschelentor anlangte, war der alte, weißbärtige Torwächter Sami Grieb eben im Begriff, die schweren Torflügel zu schließen. Er hob

die Sturmlaterne hoch und leuchtete dem Ankommenden neugierig ins Gesicht. »Grad noch zur rechten Zeit, Herr Dubold!« Der also Angeredete wünschte dem Alten lachend eine gute Nachtruhe und schritt mit hallenden Tritten unter dem Turmgewölbe durch, während ihm der Torwächter etwas verwundert nachblickte.

Oben an der Rütschelengasse hätte der Tuchherr eigentlich, um nach Hause zu kommen links abbiegen sollen. Aber, wieder tief in Gedanken versunken, lief er über den Kronenplatz und durch die Hohe Gasse weiter, bog am Kirchbühl links ab und befand sich plötzlich wieder vor dem Stadthaus. Verbrecher zieht es immer wieder auf den Schauplatz ihrer Schandtaten zurück, dachte Dubold lächelnd, während er in das schützende Dunkel der Weibermarktlaube trat. – Ja, ja, da war's gewesen. Hell beschien der Mond den Platz und die schöne Fassade des alten Gasthauses, in dessen obern Räumen die Stadtverwaltung untergebracht war. Die Kutsche war natürlich längst weg und die ganze Gasse menschenleer. Nur drüben in der Stadthauslaube, im Schatten eines Gewölbepfeilers, stand noch immer der Husar, aber diesmal den Karabiner im linken und das Küchenmädchen des Gasthofes im rechten Arm. Allem Anschein nach gab der Franzose in eigenmächtiger Erweiterung seines Schildwachbefehles der Dirne Unterricht in der französischen Sprache; denn Dubold hörte, wie er im tiefen Baß dem Mädchen vorsprach: »Je – t'ai – me« und wie dieses ihm lachend nachplapperte: »Schö – the – ma!«

Die Sittenverderbnis der sonst so züchtigen Jugend des Städtchens nahm sichtlich durch die jahrelangen Einquartierungen des fremden Kriegsvolkes in erschreckender Weise zu. Angewidert durch die ärgerliche Szene, wandte sich Dubold ab und blickte aufmerksam hinüber nach dem Eingang des Gasthofes. »Vorwärts, Lukas! Wer weiß ...?« murmelte er dann plötzlich vor sich hin und schritt energisch über den Platz nach dem Portal. Die Schildwache warf ihm einen flüchtigen Blick hinüber, kehrte sich aber beim Anblick des Zivilisten sofort wieder dem Mädchen zu, das unter dem Drucke des starken Soldatenarmes ein kirres Quietschen von sich gab.

In der geräumigen Treppenhalle war der Gastwirt Schläfli eben

damit beschäftigt, für den Hausburschen mit Kreide die Weckstunden auf dem schwarzen Brett an der Mauer aufzuschreiben. Sein behäbiges, mit einer weißen Schürze bedecktes Bäuchlein zeigte sich dabei in seiner vollen Rundung, und drohend, wie zum Anspießen bereit, richtete sich das blonde Bocksbärtchen gegen die Tafel. Als Dubold mit einem freundlichen Gruß vorüberschritt, wendete sich der Wirt nach ihm um und machte dem ihm wohlbekannten Ankömmling, die Hacken soldatisch zusammenschlagend und fast unmerklich auf den Stockzähnen lächelnd, eine halb ehrfurchtsvolle, halb zutraulich-spaßhafte, tiefe Verbeugung, als hätte er ihm zeigen wollen, daß seine glänzende Glatze wirklich bis fast zum Nacken hinunterreichte.

Ein freudiger Schreck durchfuhr den Tuchherrn bei seinem Eintritt in die schön getäferte Gaststube. Drüben an einem Tischchen in der Fensterecke saß eifrig schreibend die Fremde. An einem andern Tischchen neben dem Schenktisch waren die Wirtstochter Klara und die Kellnerin damit beschäftigt, einen großen Stoß frisch gewaschener Gläsertücher zusammenzulegen.

Sonst war kein Mensch im Lokal, stellte Dubold blitzschnell mit Befriedigung fest. Laut wünschte er guten Abend und sah, wie die Fremde, der er eine artige Verbeugung machte, flüchtig aufblickte, kaum merklich mit dem Kopf nickte und sofort wieder in ihrer Schreibarbeit weiterfuhr. Etwas enttäuscht darüber, daß ihn die Dame offenbar nicht wiedererkannte, hing Dubold Hut und Stock an einen Haken und setzte sich hinter einen Tisch an der langen Wand. Dann bestellte er dem freundlich nach seinem Begehren fragenden Schenkmädchen, der schwarzhaarigen Olga mit dem Madonnengesicht, deren Vater als Käser im fernen Rußland weilte, einen Schoppen Waadtländerwein und fing umständlich an, sein Pfeifchen zu stopfen. Befriedigt stellte er dabei fest, daß er seinen Platz ausgezeichnet gewählt hatte. Er saß der Fremden schräg gegenüber und konnte sie nun in Muße und, wie er glaubte, unbeobachtet betrachten. Das Licht der über ihrem Tischchen hängenden Oellampe spiegelte sich im vollen, dunkeln Haar und ließ die Züge des Gesichtes deutlich erkennen. Wirklich ein reizendes Kind, dachte Dubold. Der flüchtige Blick draußen neben der Kutsche hatte ihn nicht getäuscht. Voll Ungeduld hoffte er, endlich wieder

einen Blick aus diesen wundervollen, dunkeln Augen erhaschen zu können. Aber die Fremde schrieb und schrieb und schien alles um sich her vollständig vergessen zu haben.

Durch die Glastüre des Speisesaales nebenan, in dem sich offenbar französische Offiziere beim Würfelspiel ergötzten, drangen ab und zu französische Laute und fröhliches Lachen herüber. Wortlos legten die beiden Mädchen neben dem Schenktisch ihre Tüchlein zusammen, strichen plättend mit der Hand darüber und stapelten sie genau gefaltet neben sich auf. Ab und zu versorgten sie einen Stoß in dem neben ihnen auf dem Boden stehenden Wäschekorb.

Dubold blickte wieder unverwandt zur Fremden hinüber und räusperte sich mehrmals wider seine Gewohnheit. Der Erfolg war kläglich. Die Dame ließ sich durch nichts in ihrer endlosen Schreiberei stören; ihre Augen bekam er nicht zu sehen. Offenbar führte sie ihr Tagebuch nach und schrieb in diesem die Erlebnisse des heutigen Reisetages nieder. Der Tuchherr hätte viel dafür gegeben, wenn er einen flüchtigen Blick hätte hineinwerfen dürfen. Ob wohl das blödsinnige Intermezzo mit der Hutschachtel auch verewigt wurde? Na, schließlich hatte ihm das dumme Ding doch die Bekanntschaft mit der Dame vermittelt. – Bekanntschaft! Nette Bekanntschaft, wenn man nicht einmal wiedererkannt wurde! Oder hatte sie ihn wohl doch erkannt, und wünschte sie am Ende, den Grobian überhaupt nicht wiederzusehen? Für sie schien er jedenfalls Luft zu sein, einfach Luft! Enttäuscht und verärgert lehnte Dubold den Kopf an die Wand zurück und blickte starr zur Decke empor. Aber das geheimnisvolle Mädchen da drüben ließ seinen Gedanken keine Ruhe. Langsam schlich die Zeit vorüber. Ab und zu zog der Tuchherr seine dicke, goldene Uhr und stellte jedesmal fest, daß es immer näher gegen 9 Uhr rückte. Nächstens würde die Fremde wohl ihr Tagebuch zuklappen und stumm, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, das Lokal verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben. Und morgen wird sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein. – Als anständiger Mensch konnte er doch schließlich die Dame nicht grundlos anreden. Und daß sie ihm Gelegenheit zu einem Gespräch geben würde, daran war wohl erst recht nicht zu denken. Zum Kuckuck! Wozu hatte er überhaupt der Fremden nachlaufen müssen!

Dubold trank einen kräftigen Schluck und stieß sein Glas etwas geräuschvoll auf den Tisch. Aber die Fremde schrieb und schrieb. Es war zum Davonlaufen.

Ein zufälliger Blick hinüber zu den beiden Mädchen am Schenktisch belehrte den Tuchherrn plötzlich, daß er von dorther wohl schon seit einer geraumen Weile beobachtet worden war, und daß sich die Mädchen, nur mit vielsagenden Blicken ihren Gedanken Ausdruck gebend, stumm verständigt hatten. Er sah deutlich, wie die Kellnerin mit Mühe ihr Lachen unterdrückte und wie die Wirtstochter mit dem spitzen Näschen und dem spottsüchtigen Lächeln plötzlich ihren Blick von Dubold abwandte und mit beiden Händen ein Tüchlein vor ihrem Gesicht hochhielt, als müßte sie es auf fadenscheinige Stellen, die das Verweben nötig hatten, untersuchen. Dubold kannte diese Spottdrossel mit den schalkhaften Grübchen in den Backen gut genug, um sofort zu verstehen, daß da offenbar auf seine Kosten ein stummes Zwiegespräch mit den Augen vorausgegangen war. Er wußte aus Erfahrung, wie diese kleine Hexe mit den Augen reden konnte, daß man nie im Zweifel über die Bedeutung ihrer Blicke und Mienen war.

Das hatte nun gerade noch gefehlt, daß man sich neuerdings über ihn lustig machte! Eine feine Zornesröte stieg dem Tuchherr langsam in die Stirne. Nun war er plötzlich mit sich einig, daß er eine komplette Eselei begangen hatte, nach der Blamage von heute abend dieser fremden Frauensperson noch bis hieher nachzulaufen. Eine stumme Wut stieg in ihm auf. Das hielt er nicht mehr aus.

Eben wollte Dubold etwas unwirsch der Kellnerin rufen, um zu zahlen, da hörte er, daß drüben die Fremde ihr Buch zuklappte und das leise klirrende Gechirr, in dem man ihr das Nachtessen gebracht hatte, zurecht rückte. Gespannt horchte er auf und schaute nach einer kleinen Weile verstohlen hinüber. Lächelnd und wie im Selbstgespräch leise flüsternd, blickte die Dame angelegentlich neben ihrem Tischchen auf den Boden. Dubold neigte den Oberkörper etwas zur Seite, um besser sehen zu können, was die Aufmerksamkeit der Fremden dermaßen in Anspruch nahm. Sprachlos schaute nun auch er hinüber auf den Platz am Boden. Da saß Waldi, der beim Eintritt in das Lokal

vorerst eine gründliche Inspektion hinter dem Schenktisch gemacht und sich dann ruhig zum Schlafen unter die Wandbank gelegt hatte, auf seinen Hinterbeinchen hochaufgerichtet vor der Fremden und machte mit den vordern Pfötchen bettelnde Bewegungen nach dem Maul, als hätte er das kunstgerecht beim alten Mani gelernt, den die Franzosen vor drei Jahren aus dem Berner Bärengraben nach Paris geschleppt hatten.

»Allons, fi donc, Waldi! Schäm' dich, so zu betteln!« entfuhr es Dubold etwas zornig.

Aber Waldi verharrte ruhig in seiner Positur. Nur das Köpfchen drehte er langsam nach rückwärts und blickte seinen Herrn mit den klugen Aeuglein an, als hätte er ihm sagen wollen: Sei doch ruhig; verstehst du denn nicht, daß ich's nur dir zuliebe tue!

Schlägt mir am Ende der Teufelskerl eine Brücke zu ihr hinüber, fuhr es blitzschnell dem Tuchherrn durch den Sinn. Und plötzlich durchzuckte ihn ein freudiger Schrecken. Lächelnd und unbefangen wendete ihm die Fremde voll ihr Gesicht zu.

«Ach bitte, lassen Sie doch das liebe Tierchen! Es ist so reizend in seiner Possierlichkeit.« Damit entnahm sie der vor ihr stehenden Dose ein Stückchen Zucker und warf es dem Dachshund lachend zu. Blitzschnell schnappte es Waldi aus der Luft weg.

»Das geht ja gegen alle meine Erziehungsprinzipien, zu denen vor allem auch das strenge Verbot gehört, fremde Menschen anzubetteln. Weiß der Kuckuck, wo der Hund dieses Betteln gelernt hat. Nötig hat er's sicher nicht, wie Sie der Anblick seiner Leibesfülle überzeugen wird.«

»Ach was«, lachte die Fremde, »Hunde sind wie kleine Kinder. Sie empfinden das ewige Eintrichtern guter Manieren als lästige Schulmeisterei und wehren sich in ihrem natürlichen Freiheitsdrang mit aller Energie gegen jeden Zwang. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen habe ich kleine Kinder und kleine Hunde so schrecklich gerne. So ein Tierchen wie das da zu besitzen, würde mir eine große, große Freude bereiten und mir über manche einsame Stunde hinweghelfen. Auf diese Freuden muß ich leider meines Berufes wegen verzichten.«

Hatte sie Waldi verstanden? Mit kleinen Schritten trippelte er auf die Fremde zu, stellte sich vor ihr wieder auf die Hinterbeinchen und legte ihr die Vorderpfötchen und das Köpfchen auf die Knie. Dankbar und zutraulich blickte er die freundliche Sprecherin mit seinen klugen Aeuglein von unten herauf an.

»Ja, ja, du bist ein liebes, feines Kerlchen; nur schade, daß ich dich nicht gleich mitnehmen kann.« Mit beiden Händen streichelte sie das seidenweiche Köpfchen und griff dann nach einem neuen Stücklein Zucker.

»Er scheint mich bereits in sein Herzchen geschlossen zu haben, Ihr reizender Waldi. Er macht Ihnen sicher unendlich viel Freude.« Lächelnd blickte die Dame zu Dubold hinüber.

»Tja, ja, gewiß, gewiß; aber oft auch dumme Streiche, wie heute abend, par exemple.«

Forschend blickte die Fremde Dubold einen Augenblick an.

»Wenn mich jetzt nicht alles täuscht, so sind Sie der gütige Herr, der die Freundlichkeit hatte, mir meine Hutschachtel wieder einzufangen?«

Lächelnd verneigte sich Dubold.

»Ach, das freut mich, Sie wiederzusehen. Es war wirklich zu liebenswürdig von Ihnen. Ich bin Ihnen so dankbar.«

»Das Vergnügen, durch Vermittlung der Hutschachtel Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben, entschädigt mich reichlich für den Aerger darüber, durch meine komische Jagd zum Gespött der ganzen Gasse geworden zu sein.«

»Es hat mir so leid für Sie getan.«

Ein rascher Blick hinüber nach dem Schenktisch überzeugte Dubold, daß die beiden Mädchen, ohne daß er es bemerkt hatte, mit ihrem Wäschekorb verschwunden waren.

»Mhm. – Gestatten Sie, daß ich mich auf einen Augenblick zu Ihnen hinübersetze?«

»Selbstverständlich, sehr gerne!«

Rasch schritt der Tuchherr hinüber und stellte sich, in Ton und Verbeugung etwas feierlich-gravitätisch, der Dame vor.

»Emanuel Lukas Dubold, Marchand d'étoffes, en gros et en détail.«

Die Fremde erhob sich. Mit schalkhaftem Lächeln machte sie einen schulgerechten Knix und stellte sich dann ihrerseits vor, indem sie mit feiner Ironie den würdevollen Tonfall Dubolds nachahmte.

»Dorothea Magdalena Katharina Susanna Meili.«

Lächelnd reichte sie dem Tuchherrn die Hand über den Tisch hinüber.

»Klingt das nicht wundervoll und großartig für eine arme, kleine Lehrgotte aus Zürich, Herr Dubold? Und da wagen es meine Kolleginnen und Freundinnen noch, mich einfach ‚Susi' zu rufen. ‚Susi'! Das riecht so stark nach ‚Gusi'!

»Keine Angst, Jungfer Meili, ich werde mich nicht unterstehen, Sie so despektierlich zu titulieren«, lachte Dubold, indem er ebenfalls Platz nahm.

»Sie sind wohl Bürger von Burdgorf, Herr Dubold?«

Lukas nickte. »Ich bin hier aufgewachsen und habe mit Ausnahme von einigen Lehr- und Wanderjahren, die mich nach Lyon, Paris, Brüssel und Mannheim führten, mein kurzes bisheriges Leben hier zugebracht. Dank der Erbschaft von Seite einer alten Tante war es mir vor einigen Jahren vergönnt, im Hause meiner Großeltern ein eigenes Geschäft zu gründen. Ich werde daher wohl auch für den Rest meines Lebens kaum mehr für längere Zeit aus dem Städtchen herauskommen. Es gefällt mir übrigens hier ganz gut. Nach dem früheren Großstadtleben habe ich nicht mehr das geringste Verlangen.«

»Wie geht es denn mit dem Tuchhandel in diesen schlimmen Zeiten; sicher schlecht genug wie überall?«

Dubold lächelte und blickte die junge Lehrerin mit sichtlichem Vergnügen an.

»Gottlob gar nicht so schlecht. Ich wäre undankbar, wenn ich das Gegenteil behaupten und in das allgemeine Klagelied einstimmen würde. Wissen Sie, Tuch und Kleider braucht man schließlich auch in schlechten Zeiten. Natürlich wird überall stark gespart; aber immerhin, meine beiden Reisenden, die jahraus, jahrein mit Roß und Wagen die Detaillisten und Schneider im Lande herum aufsuchen, bringen doch noch soviel Aufträge herein, daß ich mich hier mit meinem kleinen Personal, um

für den Einkauf und Versand immer à jour zu sein, tüchtig rühren muß. Die Zahlungen lassen allerdings oft lange auf sich warten; aber dank der vorsichtigen Auswahl meiner Kunden habe ich doch selten Verluste. Nach meinen früher gemachten Erfahrungen ist das Verlustrisiko des Kaufmannes in der Schweiz bedeutend geringer als im Ausland. Uebrigens ist auch der Platz selber für mein Detailgeschäft, das ich nebenher betreibe, gar nicht so schlecht, da die hiesige Bürgerschaft glücklicherweise immer noch von ihrem aus früheren besseren Zeiten herübergeretteten Wohlstand zehren kann. Die Einquartierungen, Kontributionen und Kriegssteuern lasten allerdings schwer auf uns allen, und großes Elend macht sich in diesen Zeiten auch hier breit. Aber schließlich wird auch das einmal vorübergehen, und wir müssen froh sein, wenigstens nicht mehr den Krieg im eigenen Lande zu haben. Nach den Russen und Oesterreichern werden wohl endlich einmal auch die Franzosen abziehen.«

Aus dem Speisesaal nebenan drang wieder ein lautes Lachen und lebhaftes Schwatzen.

»Burgdorf scheint auch nicht von den Franzosen verschont geblieben zu sein«, erwiderte Susanna mit einem Seitenblick nach der Glastüre hinüber.

»Ach Gott, Franzosen und kein Ende! Sie sind die reinste Landplage. Seit dem Einfall vor drei Jahren sind wir nie ohne sie geblieben. Nächstens wird unser armes Städtchen, das kaum zweitausend Einwohner zählt, an die zweihunderttausend Mann in seinen Mauern beherbergt haben. Sie können daran ermessen, welche Last diese ewigen Einquartierungen für uns Bürger bedeuten, da wir die Soldaten auf eigene Kosten verpflegen und unterbringen müssen. Das frißt im Laufe der Jahre Unmassen zusammen; denn der Franzmann hat einen vorzüglichen Appetit, wenn er all das kriegt, was er mehr oder weniger ungeniert am Tisch verlangt. Dazu kommen, da wir an einer Durchgangsstraße liegen, die unaufhörlichen Requisitionen von Pferden, Wagen und Fuhrleuten für die Armee. – Ja, ja, es ist nicht zu verwundern, daß dabei die Gemeinde und die Bürgerschaft langsam verarmen.«

Trübe blickte Dubold in sein Glas, das die Kellnerin mit dem Fläschchen wieder vor ihn hingestellt hatte. Am runden, eichenen

Stammtisch im Hintergrunde der Gaststube hatten sich inzwischen nach und nach einige Herren, die zu den Honoratioren des Städtchens zählten, zu einem kurzen, gemütlichen Nachtschoppen niedergelassen. Von den lokalen Tagesereignissen war das Gespräch rasch zur wechselvollen Politik jener Tage übergeglitten und die Diskussion, in der sich Unitarier und Föderalisten tüchtig aneinander rieben, drehte sich jetzt um die brennende Frage, welche Staatsform sich am besten für die Schweiz eigne. Dubold, der ihnen den Rücken zukehrte, erkannte schon an ihren Stimmen den Förster Stähli, Major Dürig, Stadtschreiber Notar Schönberger, Apotheker Doktor Grimm, Bauinspektor Kupferschmid, Gerichtsschreiber Dür und Deutschlehrmeister Ris.

»Der Krieg hat auch euch Bernern recht übel mitgespielt«, nahm die Lehrerin das Gespräch wieder auf. »Das Grauholz und Fraubrunnen müssen ja hier in der Nähe liegen. Waren Sie am Ende selber dabei, vor drei Jahren?«

Lukas nickte stumm; ein finsterer Schatten glitt über sein Gesicht.

»Ich habe diesen unglücklichen Feldzug als Lieutenant mitgemacht.«

»Und Sie sind heil wieder zurückgekehrt?« forschte Susanna mit sichtlichem Interesse.

»Ich selber bin davongekommen; wenn's nur sonst nicht so schlimm gewesen wäre. Eine Kugel durch den Hut, knapp über der Stirne, und ein Streifschuß am Arm, das war alles.«

Der Tuchherr schob den linken Aermel zurück und legte den Unterarm vor sich auf den Tisch.

Entsetzt fuhr die Lehrerin zurück und starrte auf die lange, fingerdicke und noch jetzt rötlich glänzende Narbe.

»Um Gotteswillen, Sie Armer! Das muß Ihnen ja furchtbar weh getan haben!«

Dubold streifte den Aermel wieder zurück und lachte bitter; aber die warme Anteilnahme des Mädchens tat ihm wohl.

»Na, mit der Schramme da am Arm war's bald einmal wieder in Ordnung. Aber die unendlich größere Wunde da drinnen« – er deutete mit dem Daumen auf seine Brust – »welche die

Schmach und die Schande über die Niederlage mir und uns allen ins Herz gerissen haben, die brennt weiter und schmerzt und wird wohl nie vernarben. – Mehr als dreißigtausend brave Bernermilizen sind wir todesmutig ausgezogen, um die Heimat gegen das übermächtige und kriegsgewohnte Heer der Franzosen mit unsern Leibern zu decken. Und wo man uns schließlich nach langem, unverantwortlichem Zaudern der Gnädigen Herren in der Regierung hingestellt hat, da haben wir uns trotz der wochenlangen Zermürbung durch untätiges Herumliegen und trotz der schlechten militärischen Ausbildung tapfer geschlagen, wie es die Pflicht verlangte, während die zugezogenen Zürcher und Innerschweizer in Hindelbank und in den umliegenden Dörfern beim Donnern der Kanonen die kostbare Zeit mit Burgundersaufen, Kegeln und Jassen totschlugen, weil sie von den Regierungen ihrer Stände noch keine Instruktionen zum Losschlagen hatten! – Aber es war umsonst; wir kamen zu spät. An der Schwäche und am Wankelmut der regierenden Gnädigen Herren sind wir schließlich zugrunde gegangen. – Während ungezählte stolze Schweizerregimenter in fremden Diensten auf den Schlachtfeldern von ganz Europa Sieg und Ruhm an ihre Fahnen hefteten, ließ man unsere Miliz, die bei genügender Ausbildung die besten Soldaten der Welt stellen könnte, sträflich verlottern. – Und da gibt es immer noch so eingefleischte Föderalisten, sogar hier in der Stube, die nichts und abermals nichts gelernt haben und die alten Zustände wieder herstellen möchten! Ich hoffe aber doch, daß man auch bei uns aus der Geschichte lernen wird, und daß wir bald einmal wenigstens zu einer einheitlichen, starken eidgenössischen Armee kommen werden, für die wir jetzt schon den Grundstock in der helvetischen Legion haben.«

Lukas hielt inne und schöpfte tief Atem. Unzusammenhängend und mit unterdrückter, aber von innerer Leidenschaft flackernder Stimme, hatte er gesprochen, während seine blitzenden Augen durch das halb geöffnete Fenster in die Nacht hinaus blickten. Die Erinnerung an das Erlebte und der lange zurückgehaltene Groll über die Ursachen der traurigen, unwürdigen Zustände, in denen sich jetzt das Schweizerland befand, hatte sein Blut in Wallung gebracht. Daß Susanne während seiner leidenschaftlichen Aussprache mit von Begeisterung und war-

mer Zuneigung leuchtenden Augen wie gebannt an seinem männlich schönen und von der Aufregung leicht geröteten Gesicht hing, hatte er nicht bemerkt. Mit ruhigerer Stimme wendete er sich jetzt wieder der Lehrerin zu.

»Entschuldigen Sie, ich habe da vorhin etwas abfällig über die Zürcher und ...«

»Aber ich bitte Sie, Herr Dubold, der Seitenhieb war ja in Ihrer patriotischen Aufwallung sehr verständlich, und im übrigen freut mich Ihre echt vaterländische Gesinnung von ganzem Herzen. Ihren Ansichten kann ich aus innerster Ueberzeugung nur lebhaft beipflichten.«

Dubold lächelte und führte sein Glas zum Munde, sichtlich befriedigt, daß sein schönes Gegenüber nicht beleidigt schien.

»Uebrigens«, fuhr er nach einer kurzen Pause nachdenklich weiter, »hatten wir vom Burgdorfer Füsilierbataillon doch immerhin Gelegenheit – diese Genugtuung bleibt uns als einziges erfreuliches Andenken in Erinnerung – dem Franzosen am 5. März bei Fraubrunnen tüchtig auf den Pelz zu brennen und ihn mit schweren Verlusten in den Bischofwald zurückzuwerfen. Nur der vielfachen Uebermacht sind wir endlich gewichen. Tausend Schritte rückwärts hat uns unser tapferer Major Dürig, indem er die Fahne selber ergriff, nochmals gegen den anstürmenden Feind geführt. Aber es war umsonst; wir wurden von der Ueberzahl umringt und das Bataillon fast vollständig aufgerieben. Major Dürig fiel, aus drei Wunden blutend, schwer verletzt in einen Graben und wurde gefangen genommen. – Er sitzt übrigens jetzt dahinten am Stammtisch, dieser prächtige Mensch. Es ist der hochgewachsene, etwas ergraute Herr mit den markanten Zügen.

Doch wozu diese alten, unerfreulichen Erinnerungen wieder auffrischen! Sprechen wir lieber wieder von etwas anderem. – Entschuldigen Sie, Jungfer Meili, ich hätte Ihnen schon lange gerne eine Frage gestellt. Reisen Sie morgen schon wieder weiter?«

Gespannt, mit einem fast ängstlichen Ausdruck, blickte Lukas die Lehrerin an.

»Ich bleibe voraussichtlich mehrere Wochen hier«, erwiderte

Susanna lächelnd. Das freudige Aufleuchten in den Augen des Fragestellers entging ihr nicht.

»Zu den vielen andern Bresten, die der Krieg ins Land gebracht hat, haben wir in Zürich nun auch noch das Scharlachfieber erhalten. Alle Schulen waren verseucht und wurden geschlossen. Schweren Herzens mußte auch ich meine lieben Kleinen, die mir noch geblieben waren, entlassen. Zu Hause starb ich fast vor langer Zeit und Sehnsucht nach den Kindern. Da entschloß ich mich, die günstige Gelegenheit zu benützen, um an die Ausführung eines im Herzen längst gehegten Planes zu schreiten. Ich hatte in Zürich schon so viel über das neue Burgdorfer Erziehungsinstitut gelesen und gehört. Kurz entschlossen, schrieb ich an Herrn Heinrich Pestalozzi, ob er mir nicht gestatten würde, für einige Zeit nach Burgdorf zu kommen, um seine neuen Schul- und Erziehungsmethoden kennen zu lernen, von denen man überall soviel Rühmliches hört, und die den bisherigen Unterricht von Grund auf ändern. Pestalozzi ließ mir durch seinen Gehülfen Bürger Tobler freundlich schreiben, ich solle nur herkommen, es werde ihn freuen, mir sein Institut zu zeigen und mich in seine neuen Lehrmethoden einzuführen. Sie können sich vorstellen, wie rasch ich meine kleinen Ersparnisse zusammenraffte und mit dem nötigsten Gepäck abreiste. Und da bin ich nun; morgen vormittag gehe ich, zwar mit etwas schwerem Herzen, hinauf ins Schloß, um mich dem bald weltberühmten, großen Erzieher und Menschenfreund vorzustellen.«

»So hab' ich also doch richtig geraten«, sprach Dubold nachdenklich lächelnd. Traumverloren blickte er der Lehrerin in ihre seelenvollen, dunklen Augen.

Am Stammtisch drüben war die laut und zuweilen sogar hitzig geführte Unterhaltung vorhin plötzlich abgebrochen worden. Die Wirtstochter hatte sich, als sie dem trinkfesten und allzeit durstigen Förster Stähli ein neues Schöppchen vorsetzte, zu den Herren niedergebeugt und ihnen, indem sie verstohlen mit schelmischem, fast etwas boshaftem Lächeln zum Tuchherrn und seiner Begleiterin hinüberblickte, etwas zugeflüstert, von dem Lukas nur den Ausdruck »Süßholz raspeln« verstand. Darauf folgte ein unterdrücktes Lachen und Flüstern der Herren.

Jetzt hörte Dubold mit seinen scharfen Ohren, wie Major Dürig leise mit seiner tiefen Stimme zu der Tafelrunde sprach: »Laßt mir meinen braven Lieutenant in Ruhe! Und wenn's auch so wäre! Ist er nicht der stolzeste und begehrenswerteste Freier im ganzen Städtchen, den alle unsere heiratsfähigen Mädchen im geheimen oder auch mehr oder weniger deutlich anschwärmen – das Stadthausklärchen nicht ausgenommen!« Ein gutgezielter Klaps auf die Schultern des Majors war die Antwort des sich nun schmollend unter dem Gelächter der Tafelrunde zurückziehenden Mädchens.

Dubold starrte, scheinbar wie in Gedanken versunken, vor sich hin, während er mit seiner Linken nervös an der schweren Goldmünze fingerte, die an einem golddurchwirkten Samtband aus der Uhrtasche seiner Weste hing. Wenn nur Susanna um Gotteswillen nicht hingehört hat, dachte er, innerlich ergrimmt, und beeilte sich, in möglichst unbefangenem Tone die Unterhaltung wieder aufzunehmen.

»Ich finde Ihren Entschluß ausgezeichnet, Jungfer Meili, und bin überzeugt, daß Sie ihren Aufenthalt in Burgdorf nicht bereuen werden. Der Besuch des Institutes wird Ihnen als Lehrerin und Erzieherin eine ganz neue Welt erschließen. Pestalozzis Lehrmethoden, die er in jahrelanger Arbeit ausstudiert und ausprobiert hat, bedeuten einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der Jugenderziehung und sind in ihren Erfolgen erstaunlich. Sie werden das oben im Institut selber feststellen können. Ich bin überzeugt, daß diese neuen Erziehungs- und Ausbildungsmethoden in kurzen Jahren die ganze Welt erobern werden. Die hiesigen Lehrer und Lehrerinnen waren ihnen anfänglich durchaus nicht gewogen; aber sie haben nach und nach eingesehen, daß ihre bisherige Schulmeisterei, gemessen an dem, was droben im Institut erreicht wird, eine klägliche Stümperei war. Pestalozzi ist tatsächlich im Begriff, als radikaler Neuerer auf dem Gebiete des Schulwesens weltberühmt zu werden. Er hat in seiner Anstalt neben armen schweizerischen Waisenkindern Schüler und Schülerinnen aus aller Herren Ländern, und fast täglich kommen Pädagogen, Staatsmänner und Fürstlichkeiten hieher, um seine Lehrmethoden bei ihm selber zu studieren. Der Stadthauswirt und die übrigen hiesigen Inhaber von Gasthöfen können Ihnen davon etwas erzählen.«

Versonnen blickte die Lehrerin vor sich hin.

»Je länger ich davon höre, je mehr kommt es mir fast als Vermessenheit vor, daß ausgerechnet ich, die kleine Lehrgotte Susanna Meili, mich in diese illustre Pädagogengesellschaft hineinwage. Jetzt, wo ich in der Nähe meines Zieles angelangt bin, beschleicht mit tatsächlich ein Gefühl der Verzagtheit, und ich muß Ihnen offen gestehen, daß mir der Gedanke, morgen vor diesen berühmten Mann treten zu müssen, fast bange macht.«

»Mhm – ich kenne Herrn Pestalozzi und seine Lehrer persönlich sehr gut ... Entschuldigen Sie, ich möchte mich Ihnen nicht aufdrängen ... aber wenn es Ihnen recht ist, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Sie morgen im Schloß selber einzuführen. Es könnte Ihnen dies vielleicht etwas über Ihre anfängliche Befangenheit hinweghelfen.«

Mit strahlenden Augen blickte Susanna den Tuchherrn an.

»Oh, Sie lieber Herr Dubold, Sie sind wirklich zu gütig! Aber ich nehme Ihren prächtigen Vorschlag dankbaren Herzens an. Sie wälzen mir einen großen Stein vom Herzen. – Morgen um 9 Uhr? Paßt es Ihnen so?«

»Sehr gut, abgemacht, Jungfer Meili, ich hole Sie vor dem Stadthaus ab.«

»Gott, wie es mir plötzlich leichter geworden ist! Meinem Tagebuch habe ich schon heute abend die bangen Gefühle meines Herzens anvertraut. Sie kommen mir vor wie ein rettender Engel, und Sie können daran ermessen, wie dankbar ich Ihnen bin.«

Susanna griff nach ihrem Buch und erhob sich lächelnd.

»Jetzt ist es aber höchste Zeit, daß ich mich zur Ruhe begebe. Ich bin heute schon früh in Aarau abgereist; bis hieher war's ein tüchtiges Stück und bei dem schlechten Zustand, in dem sich heute die Heeresstraßen befinden, keine Kleinigkeit. Also, Herr Dubold, vielen, vielen Dank, schlafen Sie wohl; auf morgen!«

Damit drückte sie Dubold, der sich höflich verneigte, kräftig die Hand und verließ das Lokal.

Lukas zahlte der Kellnerin seine Schuldigkeit und griff zu Hut und Stock. Die Herren am Stammtisch luden ihn ein, sich noch

ein wenig zu ihnen zu setzen; er schützte aber Müdigkeit vor und begab sich freundlich grüßend auf den Heimweg.

Als der Tuchherr sich mit behaglichem Grunzen in seinem breiten Bett wohlig ausstreckte, fiel ihm plötzlich der Mannheimer Eilbrief wieder in den Sinn. Den hatte er ja gründlich vergessen! »Tant pis«, murmelte er lachend, indem er die Decke bis zur Nase heraufzog, »morgen ist auch noch ein Tag ... morgen, morgen sehe ich sie wieder ... Sie ist einfach reizend, einfach entzückend!«

Ein wundervoller Morgen blaute über dem Zähringerstädtchen, als Lukas Dubold wohlgemut in der Weibermarktlaube gegenüber dem Stadthaus auf und ab spazierte und auf Susanna wartete. Prall schien die Sonne über die vom Alter geschwärzten Dächer herunter und badete die Gasse in warmem Licht. Am Stadthausbrunnen war der Hausbursche des Gasthofes mit dem Waschen leerer Weinflaschen beschäftigt. Die Umsicht und die Gemächlichkeit, die er dabei an den Tag legte, schienen durchaus seine wohlüberlegte Absicht zu verraten, die ihm gar nicht übel passende Arbeit in der Gasse nicht durch unnötig überstürztes Hasten vor dem Mittagessen fertig zu bringen. Ab und zu fischte er mit gespreizten Fingern die Yvorne-, Epèsses- und Dézaley-Etiketten, die sich von den ertränkten Flaschen im Brunnentrog losgelöst hatten, auf der Oberfläche des Wassers heraus und schmiß sie mit eleganter Geste in die Ecke neben dem Brunnen. Einige Häuser weiter oben breiteten zwei alte Jungfern in Spitzenhauben auf großen, am Boden bis halb in die Gasse hinaus hingelegten Tüchern allerhand Bettzeug zum Sonnen aus. Dicht daneben spaltete der alte Holzer Jordi hemdärmlig aus Leibeskräften frisch gesägte Buchenklötze, während seine Tochter dem Holzträger das Tragräf mit den noch saftigen, schweren Scheitern füllte. Merkwürdig, wie dieser brave Alte trotz seiner siebenzig Jahre und seiner schmächtigen, fast schwächlichen Körperfigur die schwere Arbeit immer noch verrichten konnte. Heute steckte er in alten, abgetragenen Kleidern, zu deren Schutz er aber trotzdem ein Stück Sacktuch als Schürze vorgebunden hatte. Aus einem langen Riß im obern

Teil des Hemdärmels guckte die magere Schulter hervor. Aber wenn er sich an andern Tagen in Ausübung seines Nebenberufes bei Leichenbegängnissen als Sargträger im feierlich-schwarzen, wenn auch etwas speckglänzenden Anzug zeigte, so hätte man ihn mit seinem feinen, bleichen, von einem pechschwarzen Bart umrahmten Gelehrtengesicht sehr wohl für einen würdigen Theologieprofessor der Berner Akademie halten können.

Lange brauchte der Tuchherr nicht zu warten; denn kaum hatte es vom nahen Kirchturm neun Uhr geschlagen, so trat die Zürcherin aus dem Portal des Gasthofes, spähte scharfen Blickes ringsumher und hatte ihn auch gleich entdeckt. Schon von weitem winkte sie ihm lachend mit der Hand zu. Wie zwei alte Freunde drückten sich die beiden die Hände.

»Guten Tag, Herr Dubold, gut geschlafen?«

»Ausgezeichnet!« log Lukas und verschwieg, daß er die halbe Nacht wach gelegen und seine Gedanken von Susanna nicht weggebracht hatte.

»Ich habe schrecklich viel geträumt in dem mir ungewohnten Gasthofbett. Immer und immer wieder hatte ich es mit wilden französischen Soldaten zu tun. Ich glaube sogar, ich war mitten im Schlachtgetümmel; denn einmal erwachte ich, als ich eben im Begriff war, mein Nachthemd zu zerreißen, um mit den Fetzen einem bernischen Offizier die Wunden zu verbinden. Ich war recht froh, als es endlich Morgen wurde. – Offen gestanden, Herr Dubold, ich bin Ihnen unsäglich dankbar dafür, daß Sie mich auf meinem Gang begleiten. Ich hätte mich sonst nur mit bangem Herzklopfen allein hinauf ins Institut getraut. Aber jetzt spür ich's bis in die Fingerspitzen, daß mit Ihrer gütigen Assistenz alles gut ablaufen wird.«

»Nur keine Angst, Jungfer Meili, Herr Pestalozzi ist ja die Güte und Freundlichkeit selber. Er wird Sie mit offenen Armen empfangen.«

Dubold beeilte sich, auf dem Wege nach dem Schloß der Lehrerin zu ihrer weitern Beruhigung von Pestalozzi, seiner Familie, seinen Gehülfen und Schülern zu erzählen, sodaß sich Susanna mit ihrem lebhaften Geist schon zum voraus ein gutes Bild von ihrem Empfang und ihrer bevorstehenden Mission machen konnte.

Als die beiden bei der Großen Apotheke an der Hohen Gasse vorüberschritten, stand der Apotheker Doktor Grimm, umständlich mit seinem geblümten, seidenen Taschentuch die Gläser seiner Brille putzend, unter der Ladentüre eben in eifrigem Gespräch mit seinem Nachbarn, dem Hauptmann Fritz Fankhauser, der im ersten Stockwerk des gegenüber liegenden Großhauses, sich mit beiden Händen auf das Gesimse stützend, an einem offenen Fenster stand. Beim Anblick des stattlichen Paares hielt der Apotheker plötzlich in seiner Putzarbeit inne, setzte die Brille rasch wieder auf seine Nase und schaute der schlanken und elastischen Gestalt der Lehrerin, in der er sofort die neueste Stadthauspensionärin von gestern Abend wiedererkannt hatte, höchst interessiert nach. Dann wendete er sich, leise durch die Zähne pfeifend, mit einem vielsagenden, schelmischen Blick wieder seinem Nachbarn zu.

»Wer ist denn der reizende Käfer?« fragte halblaut der Hauptmann, ohne den Kopf aus der Richtung des verschwindenden Paares zurückzudrehen.

Ueber das Gesicht des Apothekers glitt ein etwas boshaftes Lächeln. Es tat dem Doktor wohl, sich an der unbändigen Neugierde seines lieben Nachbarn und Jagdkameraden weiden zu können, und er nahm sich vor, den lebenslustigen und etwas draufgängerischen Hauptmann, von dem er wußte, daß er imstande wäre, dem braven Dubold noch in die Quere zu kommen, möglichst lange im Ungewissen zappeln zu lassen. »Qui vivra verra!« rief er mit einem verschmitzten Blick hinüber und verschwand in seiner Apotheke, um einem soeben eingetretenen Dienstmädchen mit langem Zopf, weißem Häubchen und einem Körbchen am Arm das bereits gerüstete Medikament und die Blutegel für den Pfarrer König zu übergeben, der seit einigen Tagen bettlägerig war.

Auf dem Kronenplatz hatten Lukas und seine Begleiterin ordentlich Mühe, durch das Gewimmel der Wagen, Pferde und Fuhrleute hindurchzukommen, die den Platz vor dem Kaufhaus bis weit in die Gasse hinaus versperrten. Fuhrleute und Arbeiter des Kaufhauses waren eifrig mit dem Auf- und Abladen von allerhand Waren beschäftigt, während ihnen der Zöllner und

der Kaufhausverwalter geschäftig umhergehend Anweisungen für die Zolldeklaration oder für die Lagerung erteilten.

Als die beiden ins enge Schloßgäßchen einbogen, verhielt sich Susanna im Vorbeigehen an der im Bau begriffenen neuen Bierbrauerei mit beiden Händen lachend die Ohren, um die dröhnenden Hammerschläge der Kupferschmiede etwas zu dämpfen, die in der Faßhalle mit dem Vernieten der großen Brauereisudkessel beschäftigt waren.

Ein strahlender, frischer Maimorgen lag auf den von blühendem Löwenzahn golden aufleuchtenden Matten des Schloßberghanges. Ueberall im üppig emporgeschossenen Gras erscholl das eifrige Zirpen der Grillen. Ganz hoch oben im Blau des Himmels trillerte irgendwo eine Lerche aus einem von Freude und Glück überbordenden Herzchen ihr Morgenlied, während von den Türmen und Dächern des Schlosses herab das scharfe Tia! – Tia! der herumschwärmenden Dohlen ertönte.

Nach dem Durchschreiten des ersten Schloßtores stellte Lukas im untern Schloßhof fest, daß man offenbar das schöne Wetter im Institut zur Vornahme einer großen Wäsche benützt hatte. Neben dem Ziehbrunnen standen zwischen Waschbrettern und Eimern eifrig schwatzend und lachend drei Wäscherinnen an der Arbeit. Klatschend fielen, bald im Zweitakt, bald im Dreitakt, die mit kräftigen Armen geschwungenen nassen Leinenbündel auf die Bretter und spritzten den weißen Seifenschaum weit herum. Daneben hantierten am zweihundertachtzig Fuß tiefen Ziehbrunnen zwei größere Knaben mit leeren und gefüllten Wasserkesseln, während ein dritter im großen Trüllrad lief und die schweren gefüllten Kessel auf der Radwalze aus dem Brunnenschacht emporwand. Im hochgelegenen Gärtchen gegenüber und ganz oben im langen, überdachten Wehrgang an der Schloßringmauer zwischen den beiden großen Nordtürmen waren einige Mägde und jüngere Mädchen mit dem Aufhängen der nassen Wäsche beschäftigt.

Als Lukas mit seiner Begleiterin durch das zweite Tor trat, schallte ihnen aus dem großen obern Schloßhof ein frischer, lauter Gesang von Kindern entgegen. Am Eingang zur Wendeltreppe des mächtigen Hauptturmes blieben beide überrascht

stehen. Im langgestreckten Hof marschierten in Viererreihen, vorn die Buben, hinten die Mädchen, etwa sechzig Kinder fröhlich singend auf und ab. Neben der Kolonne lief, kräftig mitsingend und die Schar dirigierend, ein jüngerer Lehrer. Sein frisches, von langem blondem Haar umrahmtes Gesicht strahlte vor Freude. Mit vor Eifer stampfenden Füßen und fuchtelnden Armen leitete er das Tempo, seine Sänger scharf im Auge haltend und ab und zu einen, der ihm nicht laut genug sang, freundlich zu vermehrter Anstrengung ermunternd. Es war, wie Susanna von Lukas vernahm der Tübinger Theologe Johann Christoph Buß, der am Institut unter anderem auch den Gesangsunterricht erteilte. Ganz hinten im Hof bei der steinernen Bank unter der mächtigen Linde standen einige jüngere Lehrer plaudernd beisammen, die, als sie des Tuchhern ansichtig wurden, ihm freundlich grüßend zuwinkten. Auf den langen Bänken an der Mauer des Kornhauses saßen einige Damen und Herren, vermutlich Institutsbesucher, die interessiert dem ihnen ungewohnten Schauspiel zusahen.

Die steile Wendeltreppe emporsteigend, erklärte Lukas der Lehrerin, warum der ihm befreundete blonde Tübinger auf den Gedanken verfallen war, seine Schüler marschierend singen zu lassen. Angeregt plaudernd wollte er eben, oben an der Treppe angelangt, um eine Mauerecke herum in die große Halle eintreten, da schoß ihm ein im Laufschritt daherrennendes Bübchen mit voller Wucht kopfvoran gegen den Bauch. Blitzschnell packte der Tuchherr das erschrockene Bürschchen an beiden Armen und hob es hoch vor sich in die Luft.

»So so, mein Junge, du scheinst es aber eilig zu haben! Wie heißest denn du?«

»Hansli Ramsauer«, kam es kleinlaut von oben herab.

»Und wo kommst du her?«

»Aus Herisau im Appenzellischen.«

»Wie alt bist?«

»In zehn Tagen werde ich elfjährig.«

Dubold stellte den Kleinen vor sich auf den Boden und hielt ihn mit beiden Händen an seinen schmächtigen Schultern fest. »So, kleiner Appenzeller, zur Strafe dafür, daß du mich fast die

Treppe hinuntergeworfen hättest, wirst du mir nun eine kleine Rechnungsaufgabe lösen. Wart' mal. – Wenn ich von meinem Gelde einen Drittel und einen Viertel ausgebe und mir drei Gulden übrig bleiben, wieviel habe ich gehabt?«

Einen Augenblick sah der Kleine sichtlich angestrengt nachdenkend zu Boden. Dann huschte ein Lächeln über sein Gesicht und zu seinem großen Fragesteller emporblickend, antwortete er ihm prompt: »Sieben und ein Fünftel Gulden.« Gleichzeitig riß er sich blitzschnell los und verschwand eilenden Laufes in einem Seitengang.

»War die Antwort richtig?« fragte Susanna, höchlichst verwundert und gespannt auf Dubold blickend. Dieser lachte laut auf.

»Vermutlich ist sie richtig; aber für die Nachkontrollierung reichen leider meine mathematischen Kenntnisse nicht aus. Sie dürfen es mir glauben, meine Stärke liegt mehr im Aufgabenstellen als im Aufgabenlösen.«

»Offen gestanden, im Kopf könnte ich das auch nicht ausrechnen; das müßte ich schon schriftlich machen.«

»Na, das werden Sie ja gleich haben. Ich bin selber neugierig, ob uns der kleine Appenzeller nicht angeschwindelt hat.« Damit kramte Lukas ein Stückchen Papier und einen Bleistift aus seinen Taschen und überreichte sie der Lehrerin. Dann hielt er ihr mit beiden Händen seinen Zylinderhut hin, damit sie auf dessen Deckel etwas bequemer schreiben könne. Bereitwillig machte sich Susanna sofort an die Lösung des Problems. Lächelnd blickte Lukas auf das feine Köpfchen hinunter, das er, wenn er angelegentlich auf das sich rasch mit Zahlen füllende Blättchen sah, fast mit der Stirne berührte.

Nach einer kurzen Weile trat Susanna mit einem Ausruf des Staunens einen Schritt zurück.

»Die Lösung war richtig! – Unglaublich, – ganz unglaublich! Das hätte ich nie für möglich gehalten. Da kriege ich gleich einen ersten Begriff davon, was ich selber hier alles noch zu lernen haben werde.«

Lachend setzte Dubold seinen Zylinder wieder auf den Kopf und erwiderte nachdenklich: »Ja, wenn ich daran denke, was

wir zu unserer Zeit neben dem Auswendiglernen des Heidelbergers in der Schule noch gelernt haben, da kann man schon staunen über die kleinen Hexenmeister, die sie jetzt da oben ausbilden.«

Die beiden setzten ihren so jählings unterbrochenen Gang wieder fort. Durch die Türe eines Schulzimmers scholl ihnen lautes, klassenweises Buchstabieren und Syllabieren von ABC-Schützen entgegen. In der großen Halle begegneten sie der Frau Anna Pestalozzi, die im Begriffe war, an zwei mit großen, gefüllten Wäschekörben dastehende Mägde Anweisungen zu erteilen. Dubold grüßte sie herzlich und orientierte sie, Susanna vorstellend, über den Zweck ihres Besuches. Freundlich reichte Frau Pestalozzi der Lehrerin die Hand und hieß sie willkommen. »Es wird meinen Mann aufrichtig freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen; denn er ist immer herzlich froh, wenn Lehrer und Erzieher ihn aufsuchen und nachher seine neue Lehrweise in die Schulen und ins Volk hinaustragen.« Zu Dubold gewendet, fuhr sie fort: »Er arbeitet mit Tobler unten in der Gloriette auf dem Wall. Sie dürfen ihn dort ruhig aufsuchen; er wird sich sehr gerne stören lassen.«

Die beiden verabschiedeten sich von der ehrwürdigen Dame und traten den Rückweg nach dem Schloßeingang an. Beim Abstieg auf der steilen Wendeltreppe gab Lukas der Lehrerin artig die Hand, um ihr, wie er behauptete, das Berühren des etwas schmierigen, der runden Turmwand entlang befestigten Geländerseiles zu ersparen. Bei jedem Tritt, den Susanna machte, glaubte er einen leisen Druck ihrer Finger zu verspüren. Oder hatte er sich das nur eingebildet? fragte er sich halb beglückt, halb zweifelnd unten an der Treppe. Im untern Schloßhof führte er im Vorübergehen die Lehrerin an die Brüstungsmauer der Terrasse beim Ziehbrunnen. Ein feiner Duft des blühenden Flieders, der überall wild am Schloßfelsen wuchs, stieg von unten herauf. Susanna geriet beim Anblick des im strahlenden Sonnenglanz daliegenden hügeligen Emmentals und der im Hintergrund in blendendem Weiß aufleuchtenden Gebirgsriesen des Oberlandes in helle Begeisterung und konnte sich nicht genugtun in ihrer aufrichtig empfundenen Naturschwärmerei.

Draußen vor dem untern Schloßtor öffnete Dubold rechter Hand ein Zauntürchen und führte seine Begleiterin am tiefen Schloßgraben vorbei auf den breiten Wall. Der Weitblick hinunter ins Flachland bis hinüber zum fernen, blauen Jura entlockte auch hier wieder der Zürcherin Ausrufe höchster Bewunderung. Dann staunte Susanna im Weiterschreiten auf dem Wallfußweg hinauf zum hohen, altersgrauen Gemäuer des Schlosses, von dem die aus dem Städtchen herauftönenden Hammerschläge der Kupferschmiede als lautes Echo zurückgeworfen wurden. Scharf umrissene Schlagschatten fielen von den hohen Türmen auf die Dächer und Mauern. Beim Anblick der hochgelegenen, drohenden Schießlucken und der finster dreinblickenden vergitterten Fenster bemerkte die Lehrerin nachdenklich zu Lukas: »Was mag sich wohl alles im Laufe der vielen Jahrhunderte hinter diesen Mauern abgespielt haben?«

»Unzählige Schicksale haben sich da drinnen erfüllt«, antwortete Dubold ernst. »Eine tausendjährige, fast unbekannte Geschichte umweht geheimnisvoll diese alte herzogliche Burg. Ein langes Leben würde kaum ausreichen, um sie niederzuschreiben. – Dort, Jungfer Meili«, fuhr Lukas etwas leiser fort, »sehen Sie jetzt die Gloriette und drinnen Pestalozzi selber.«

Gespannt drehte Susanna ihr Gesicht wieder nach vorn und erblickte in geringer Entfernung das halbrunde, nach der Juraseite zu offene, im Rokokostil erbaute, sandsteinerne Gartenhäuschen, das sich einst ein bernischer Landvogt und regierender Schultheiß von Burgdorf hatte erbauen lassen. Drinnen stand, die Hände auf einen Tisch gestützt, Pestalozzi, der einem jüngern, hinter dem Tisch sitzenden Mann eifrig diktierte. Es war, wie Lukas der Lehrerin zuflüsterte, Johann Georg Tobler, der Mitarbeiter und Privatsekretär Pestalozzis.

Beim Nähertreten blickten Susannas Augen unverwandt und höchst erstaunt und ungläubig nach dem Mann vor dem Tisch. Das also sollte der weltberühmte Heinrich Pestalozzi sein, für den sie schon so lange geschwärmt hatte, dieser Mensch mit dem häßlichen, über und über mit tiefen Runzeln durchfurchten, lederfarbigen Gesicht und dem ungepflegten, struppigen Haupthaar! Nicht einmal einen Kragen und eine Halsbinde trug er; und er schien es auch nicht zu bemerken, daß ihm einer der

weißen Strümpfe halb über die magere Wade heruntergerutscht war. Eine namenlose Enttäuschung bemächtigte sich der Lehrerin, die sie mit Mühe zu verbergen trachtete. Wie so ganz, ganz anders hatte sie sich diesen Menschen doch vorgestellt, der heute in ihren Kreisen das Tagesgespräch bildete!

Mit lautlosen Schritten waren die beiden Besucher auf dem weichen Grasboden vor der Gloriette angelangt, als Tobler Pestalozzi auf die Ankömmlinge aufmerksam machte. Rasch drehte sich dieser um; ein freudiges Lächeln flog über seine unschönen Züge. Mit behenden Schritten ging er auf den Tuchherrn zu und drückte ihm mit beiden Händen herzlich die Rechte.

»Wahrhaftig, da kommt ja unser lieber, verehrter Freund Dubold! Grüß Gott, Herr Dubold! Ich glaube, ich habe Sie schon wochenlang nicht mehr gesehen. Was verschafft mir denn die Freude Ihres Besuches?«

Lukas stellte Susanna vor und erklärte Pestalozzi den Zweck ihres Kommens. Etwas befangen machte Susanna ihren Knix und reichte dem großen Pädagogen die Hand, der sie herzlich drückte, während ein warmes, freundliches Lächeln seine Züge verschönerte.

»Richtig, richtig, Jungfer Meili, Sie sind ja angemeldet. Seien Sie mir herzlich willkommen, doppelt willkommen als Landsmännin. Es freut mich immer ganz besonders, wenn Lehrer und Lehrerinnen aus eigenem Antrieb zu mir kommen; denn durch sie dringen meine Ideen am unmittelbarsten und ohne Verfälschung in die Volksschule; sie sind die besten Pioniere für die Ausbreitung meiner Lehrmethoden. Und doppelt freut es mich, wenn endlich auch die Zürcher kommen, um nachzusehen, was dieser Pestalozzi da in Burgdorf mit seinen Schülern treibt.«

»Wenn der große Pädagoge aus Zürich nicht mehr selber nach Zürich kommt, dann kommen eben die Zürcher zu ihm, um zu seinen Füßen zu lernen, wie sie ihren Schulunterricht einrichten und betreiben sollen.«

Nachdenklich lächelnd blickte Pestalozzi in die Ferne.

»Die Sehnsucht nach meiner Vaterstadt ist mir etwas allzu gewalttätig ausgetrieben worden. Sie werden ja wissen, daß

mich die Gnädigen Herren von Zürich seiner Zeit hinter Schloß und Riegel gesteckt haben, weil ich mich unterstanden hatte, für die Rechte und Freiheiten des unterdrückten Volkes einzutreten. – Aber das sind alte Geschichten, an die man lieber nicht mehr rührt. Hier in Burgdorf, dem Ort, wo unsere Saat für eine bessere Erziehungsweise aufgekeimt ist, habe ich ja endlich inmitten meiner großen, lieben Familie das schönste Glück in meinem Leben gefunden.«

Sich nach der Gloriette umwendend, rief Pestalozzi frohgelaunt hinüber: »Tobler, kommen Sie her und grüßen Sie eine liebe Kollegin aus Zürich, die aus eigenem Ansporn hergekommen ist, um zu sehen, ob sie bei uns noch etwas lernen kann.«

Raschen Schrittes kam der junge Appenzeller herbei und bot der Lehrerin und dem ihm gut bekannten Tuchherrn mit einem breiten, gutmütigen Lachen auf dem Gesicht die Hand.

»Er ist«, fuhr Pestalozzi vorstellend fort, »mein sehr geschätzter, lieber Mitarbeiter in der Schule und nebenbei mein unentbehrlicher Famulus für die Institutsverwaltung und für meine schriftstellerischen Arbeiten. Leider, leider will er uns verlassen. Sein Wegzug geht mir so nahe, wie wenn ich von einem meiner eigenen Kinder auf immer Abschied nehmen müßte. Es dünkt mich, man sei im Begriff, mir meine rechte Hand abzuschlagen.«

Lachend wendete sich Tobler Susanna zu.

»Kein Mensch ist so unentbehrlich, daß er nicht durch einen andern ersetzt werden kann. Ich werde leider nicht mehr lange das Vergnügen haben, Sie in unserer Mitte zu sehen, da ich nächste Woche verreise, um in Basel eine eigene Schule im Sinn und Geiste unseres allverehrten Meisters zu eröffnen.«

»Gott sei Dank hat er wenigstens noch so lange hier ausgeharrt, bis ich mit meinem neuen Buch fertig geworden bin. Das Manuskript«, fuhr Pestalozzi zu Dubold gewendet fort, »ist endlich versandbereit. Ich habe mich nun doch entschlossen, dem Werk den Titel ‚Wie Gertrud ihre Kinder lehrt' zu geben. Von seinem erzieherischen Einfluß glaube ich mir etwas versprechen zu können.«

Pestalozzi kehrte sich wieder der Lehrerin zu.

»Wo logieren Sie, Jungfer Meili?«

»Im Hotel Stadthaus, Herr Pestalozzi, das mir Herr Tobler in seinem freundlichen Brief warm empfohlen hat.«

»Recht so. Sie werden dort am besten aufgehoben sein und in den nächsten Tagen im Gasthof noch andere Besucher unserer Schule kennen lernen. Die französischen Offiziere, die da unten einquartiert sind, werden Sie ja kaum auffressen«, fuhr Pestalozzi lächelnd fort. »Uebrigens scheinen Sie ja in Herrn Dubold einen würdigen und ausgezeichneten Schutzpatron gefunden zu haben. Er ist ein warmer Freund und Gönner unseres Instituts. Jeden Frühling und jeden Herbst versorgt er unsere Schneiderei kostenlos mit dem nötigen Halbleinen für unsere armen Kinder. Der liebe Gott möge ihm seine große Wohltat lohnen.«

Mit einem warmen, dankbaren Blick schaute Susanna zu Dubold auf. Dieser aber senkte die Augen zu Boden; ein unverkennbarer Anflug von Mißmut legte sich über seine Züge. Dann sprach er langsam und ohne den Kopf zu heben: »Lieber Herr Pestalozzi, ich habe es Ihnen ja schon so oft gesagt, Ihnen und den armen Kindern zulieb tue ich es herzlich gerne. Aber ich möchte, daß dabei die Linke nicht weiß, was die Rechte tut. Wenn Sie mir nur endlich den Gefallen erweisen würden, nie mehr davon zu reden und die Sache geheim zu halten!«

Hastig und aufgeregt trat Pestalozzi vor Dubold hin und schüttelte ihn freundschaftlich mit beiden Händen an seinen breiten Schultern.

»So, jetzt kommt mir dieser liebe, prächtige Mensch schon wieder mit seiner alten Strafpredigt! Verschweigen soll ich diese große Wohltat, die Sie meinen armen Kindern erweisen, Herr Lukas! Schweigen soll ich, wenn ich Gelegenheit habe, aus dankbarem Herzen das hohe Lied vom braven Mann erklingen zu lassen! Gott bewahre mich davor! Uebles und Nachteiliges über einen Menschen verbreiten und das Gute von ihm verschweigen, das ist leider Gottes heute an der Tagesordnung. Drum ist es heilige Pflicht eines jeden anständigen Menschen, im Gegenteil das Gute an seinem Mitmenschen zu preisen, wo man Gelegenheit hat, und über seine menschlichen Schwächen – wer von uns hätte sie nicht in reichlichem Maße? – mit gütiger Nachsicht verzeihend hinwegzugehen. Exempla docent, mein lieber Freund! Auch Ihre Wohltaten müssen als leuchten-

des Beispiel dazu dienen, andern, die es vermögen, ins Gewissen zu reden und sie anzuspornen, auch ihrerseits nach Kräften mitzuhelfen an der Linderung des vielen und großen Elendes, das uns überall umgibt!«

Ernst und eindringlich hatte Pestalozzi auf Dubold eingeredet. Jetzt wandte er sich mit einem Seufzer der Erleichterung lächelnd wieder der Lehrerin zu.

»Sie sehen, liebe Jungfer Meili, ich muß mich ab und zu sogar mit meinem herzensguten Freund Dubold wegen seiner allzu großen Bescheidenheit zanken. Na, lassen wir's wieder einmal gut sein bis zum nächsten Mal. Er ist halt doch ein lieber, prächtiger Mensch; Sie werden ihn hoffentlich noch näher kennen lernen.«

Nachdenklich forschten die gütigen Augen des Menschenfreundes einen Moment lang im Gesicht Susannas, dann fuhr er freundlich fort: »Nun, meine liebe Jungfer Meili, wann gedenken Sie bei uns anzufangen?«

»Ich werde mich glücklich schätzen, mich so bald wie möglich Ihrer gütigen Führung anvertrauen zu können.«

»Gut, gut. Hören Sie, ich möchte Sie zum Beginn gerne selber einführen und Sie wenigstens mit den Grundideen meiner Methoden bekannt machen. Das andere werden dann meine Mitarbeiter besorgen. Heute morgen muß ich aber noch meinem Verleger Heinrich Geßner in Zürich schreiben, um ihm die letzten Wünsche und Instruktionen für den Druck des neuen Buches mitzuteilen; und für heute nachmittag bin ich zu meinem Freund Tschiffeli nach Kirchberg eingeladen. Kommen Sie morgen früh um sieben Uhr herauf ins Schloß; dann können wir gleich beginnen.«

»Sehr gut, Herr Pestalozzi«, erwiderte Susanna freudestrahlend. »Ich bin Ihnen unendlich dankbar, daß Sie sich meiner Wenigkeit in so überaus liebenswürdiger Weise annehmen. Ihre Güte macht mich überglücklich. Ich danke Ihnen von Herzen.« Damit reichte sie Pestalozzi und Tobler zum Abschied die Hand. Auch Dubold schüttelte den beiden zufrieden lächelnd die Hände; und im Weggehen rief er Pestalozzi noch gutmütig zu: »Nichts für ungut, daß ich Sie schon wieder aufregen mußte. Genützt wird es ja wiederum nichts haben, und bekehrt wurde ich auch

nicht. Aber deswegen bleibt es doch bei unserer alten Freundschaft!«

Lächelnd hob Pestalozzi den Drohfinger und schritt dann mit Tobler wieder dem Gartenhäuschen zu.

In Gedanken versunken kehrten Susanna und Lukas auf dem Wallfußweg zurück. Die kurze Unterredung mit dem großen Menschenfreund schien beiden einen nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben. Endlich brach Susanna das Schweigen.

»Wie dieser liebe, herzensgute Mensch gewinnt, wenn man ihm näher tritt. Ich war zuerst, – ich muß es offen gestehen – furchtbar enttäuscht über sein Aeußeres. Aber sobald ich in seine lieben, gütigen Augen blickte, da überkam mich sofort ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm, und jetzt fühle ich mich wirklich überglücklich im Gedanken daran, daß es mir vergönnt ist, mich einige Wochen lang ganz seiner Führung überlassen zu dürfen. Die Liebe und innere Wärme, die dieser Mensch ausstrahlt, reißen einfach hin.«

»Es geht allen, die ihm zum ersten Mal nähertreten, gleich. Sein Aeußeres wirkt anfänglich fast abstoßend oder doch Mitleid erregend; aber der Adel seiner Gesinnung und der Geist edelster Menschenfreundlichkeit, die von ihm ausströmen, lassen die Häßlichkeit seiner Gesichtszüge rasch vergessen.«

Im Weiterschreiten legte Susanna einen Augenblick sachte die Hand auf den Arm ihres Begleiters und sprach mit einer Stimme, deren Ton ihre innere Wärme und Dankbarkeit verriet: »Was er mir von Ihnen erzählte, das hat mich furchtbar gefreut. Gott vergelte Ihnen, was Sie an diesen armen Kindern Gutes tun.« Dubold antwortete nicht. Fast traurig blickten seine Augen im Bergabschreiten zu Boden. Der Gedanke, in wenigen Minuten wieder von Susanna Abschied nehmen zu müssen, bedrückte sein Gemüt und schnürte ihm die Kehle zu. Je näher die Trennung kam, desto deutlicher fühlte er jetzt, wie lieb er dieses Mädchen gewonnen hatte. Ein herbes Weh stieg in ihm auf. War es nun wirklich bereits vorbei das beglückende Zusammensein mit diesem lieben Wesen? Durfte er auf ein nochmaliges glückliches Zusammentreffen hoffen? Die Aussichten schienen ihm nur gering.

Neben ihm schritt auch Susanna stumm und nachdenklich die

kurze Strecke ins Städtchen hinunter. Beschäftigten auch sie ähnliche Gedanken wie Dubold, oder war sie im Geiste bereits oben in der Schule, die sie von nun an wohl ganz in Beschlag nehmen würde?

Unten, wo das Schloßgäßchen in die Hohe Gasse einmündet, trennten sich ihre Wege. Zögernd blieb Dubold stehen und wendete sich der Lehrerin zu.

»Da wären wir wieder, liebe Jungfer Meili. Meine Mission ist wohl erfüllt, und Sie werden mich weiter nicht mehr nötig haben. Sie haben nun noch fast einen ganzen Tag für sich. Schauen Sie sich vorerst etwas in unserem Städtchen um, und wenn Ihnen noch Zeit übrig bleibt, so sehen Sie sich auch ein wenig seine hübsche Umgebung an. Ein Spaziergang auf idyllischen Wegen ins Bad Lochbach oder ins Bad Sommerhaus – beide sind in einer kurzen halben Stunde erreichbar – wird Ihnen viel Freude bereiten.« Seine Stimme begann vor innerer Gespanntheit und Erregung, die zu verbergen er Mühe hatte, etwas zu flackern, als er zögernd weiterfuhr: »Wenn ich Ihnen dabei als Führer dienen kann, werde ich es mit dem größten Vergnügen tun.«

Mit strahlenden Augen, aus denen ganz offen die innere Freude über den unerwarteten Vorschlag aufleuchtete, blickte Susanna zu Dubold empor.

»Haben Sie mich wirklich noch nicht satt, Herr Dubold? Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie sich in so überaus liebenswürdiger Weise meiner annahmen und, wenn ich Ihnen tatsächlich nicht lästig falle und ich annehmen darf, daß ich Ihre kostbare Zeit nicht über Gebühr in Anspruch nehme, so akzeptiere ich selbstverständlich Ihren gütigen Vorschlag mit dem größten Vergnügen.«

Ein warmer Strahl der Freude leuchtete ihr aus Dubolds Augen entgegen. Hastig ergriff Lukas ihre Hand, behielt sie einen Augenblick lang in der seinen und fühlte diesmal ganz deutlich, daß Susanna seinen leisen Druck erwiderte.

»Ich wüßte nicht«, erwiderte Dubold, die Stimme etwas dämpfend und mit einem Blick, der sich tief in Susannas dunkle Augen senkte, »wie ich schöner und besser meine Zeit verbringen könnte, als in Ihrer mir so überaus angenehmen Gegen-

wart, Jungfer Meili. Also, abgemacht, wir gehen heute nachmittag spazieren! Warten Sie mal. – Wir könnten uns um zwei Uhr draußen vor dem Wynigentor treffen. Es steht in der Unterstadt; Sie werden es mit Leichtigkeit finden. – Ich freue mich unendlich, Sie dort wiederzusehen!«

Kräftig schüttelte er der Lehrerin zum Abschied die Hand und schlug dann hastigen Schrittes den Heimweg an. Susannas warmer, tiefer Blick, ihr leiser Händedruck und die Aussicht, mit dem lieben Mädchen noch den ganzen Nachmittag verbringen zu können, erfüllten sein Herz mit einem maßlosen Glück. Als er sich nach ein paar Schritten nochmals nach Susanna umblickte, die nicht minder eilig über den Kronenplatz dem Stadthaus zustrebte, sah er, wie auch sie soeben ihr Köpfchen nach ihm umgedreht hatte und ihm, als sich ihre Blicke kreuzten, lächelnd zunickte. Dubold schoß das Blut in den Kopf; seine Augen strahlten. Er war wie berauscht vom Glück und merkte es kaum, daß er im blinden Davonstürmen beinahe eine ihm über den Weg laufende alte Frau überrannt hätte. Am liebsten hätte er die ganze Welt umarmt, sogar den ihm eben begegnenden biedern Kaminfeger Aeschlimann, der als Tambour seiner Kompagnie bei Fraubrunnen auch dabei gewesen war und ihm nun, das schwarze Leiterchen an der linken Schulter und den Ofenkratzer um den Hals gehängt, im Vorbeigehen mit der Rußbürste am Zylinderhutrand salutierend, kameradschaftlich zurief: »Bong Schur, mong Lütenant! Schön Wetter heut!«

Als hätte Lukas soeben nicht schon selber bemerkt, daß er heute den schönsten Tag seines Lebens erlebte!

Den leichten Rohrstock mit dem goldenen Knauf um den Mittelfinger wirbelnd und munter das Marschliedlein vor sich hersummend, das er heute morgen oben im Schloßhof gehört hatte, stieg Dubold frohgemut die lange Treppe nach der Unterstadt hinunter. Der lustig vor ihm die Tritte hinunterhüpfende Waldi schlug mit hochgehobener Rute den Takt dazu.

Wie so ganz anders war doch heute die Stimmung der beiden als gestern abend! Zur Feier des Tages hatte sich der Tuchherr

in seinen schönsten Sonntagsstaat gesteckt; es lag ihm offenbar sehr daran, sich seiner Zürcherfreundin in möglichst vorteilhaftem Lichte zu zeigen. Der weinrote Rock, die gelbbraune Kniehose, die weißen Strümpfe und die niedern, mit silbernen Schnallen belegten Schuhe kleideten ihn aber auch ganz famos, und keck saß ihm der dunkle Zylinder auf dem Kopf.

Im Vorüberschreiten am Gasthof zum weißen Rößli in der Gerbergasse beschloß Lukas großmütig, den Rößliwirt vorderhand noch etwas in Ruhe zu lassen. Die Gült war ja auf alle Fälle sicher, und mit der Zeit würde sich der brave Mann wohl von selber mit dem längst verfallenen Zins bei ihm einstellen. Unter dem Torbogen des Wynigentores blieb Dubold einen Augenblick überrascht stehen. Draußen, auf dem vom mächtigen Torturm beschatteten Platz, stand Susanna inmitten eines großen Schwarmes buntbefiederter Bernburger-Trommeltauben neben einem alten Mann, der ihr ein Säcklein hinstreckte, aus dem sie ab und zu eine Handvoll Körner nahm, um sie den zutraulichen Tierchen hinzuwerfen. Einige Tauben hatten sich sogar auf ihrem ausgestreckten Arm niedergelassen und fraßen ihr furchtlos aus der Hand. Susannas Augen strahlten vor Freude, als sie des Tuchherrn ansichtig wurde.

»Schnell, schnell, Herr Dubold, kommen Sie hieher und sehen Sie sich diese reizenden Tierchen an!«

Aber schneller als Lukas sprang jetzt Waldi, der die Gestalt und die Stimme der Lehrerin sofort wiedererkannt hatte, freudig winselnd auf den Platz hinaus, um seine Freundin von gestern Abend stürmisch zu begrüßen. In rauschendem Fluge erhob sich der erschreckte Taubenschwarm und ließ sich auf den Gesimsen und Fenstergittern des Turmes nieder.

Lachend reichte Susanna Dubold die Hand, streichelte dem Hündchen das schwarze, samtweiche Fell und schalt es freundlich in schmollendem Tone aus, daß es ihr die lieben Tierchen derart erschreckt und verjagt hatte. Kopfnickend erwiderte Dubold den ehrfurchtsvollen Gruß des alten Mannes und drängte dann zum Aufbruch. Die Begegnung mit dem Menschen schien ihm sichtlich unangenehm zu sein. Nach einigen Schritten flüsterte er der Lehrerin etwas ärgerlich zu: »Na, grad nötig wäre es nicht gewesen, daß uns der Alte beisammen sehen

mußte; er ist der größte Schwätzer im Städtchen und macht sich immer ein besonderes Vergnügen daraus, die Leute ins Gerede zu bringen. Es ist der alte Perruquier Mathys, ein Hintersäße, der neben dem Turm seine Bude hat. Seitdem die Perücken aus der Mode gekommen sind, hat er fast nichts mehr zu tun als seine Tauben mit aus der Mühle stibitzten Körnern zu füttern und die Leute durchzuhecheln. So lange der hier ist, brauchen wir in Burgdorf noch keine Zeitung; namentlich die chronique scandaleuse verbreitet er mündlich besser als ein Tageblatt. Es heißt zwar, er wolle auswandern und er habe sich um einen Heimatschein beworben; hoffentlich wird er ihm recht bald zugestellt!«

Susanna blieb plötzlich stehen und wandte sich Dubold zu. Ihr Gesicht war scheinbar ernst, aber aus den Augen und Mundwinkeln guckte ihr der Schalk.

»So, Bürger Dubold, jetzt gehen Sie schleunigst wieder nach Hause! Susanna Meili wird allein spazieren gehen. Der Gedanke wäre ihr unerträglich, daß der ehrenwerte Monsieur Dubold, marchand d'étoffes, en gros et en détail, durch sie in ein übles Gerede kommen könnte!«

Dubold lachte hell auf. »Das fehlte grad noch, daß ich vor dem Meister Perruquier den Rückzug antreten würde, just heute, da ich das unaussprechliche Vergnügen habe, mit der reizendsten und liebenswürdigsten Demoiselle spazieren zu gehen, der ich je begegnet bin. Den Buckel hinaufsteigen sollen mir der Perruquier und alle die andern Schwätzer im Nest!«

»Nur keine faden Komplimente, Bürger Dubold, die ziehn bei mir nicht im geringsten!«

Lachend setzten die Beiden ihren Weg fort. Mit geheimem Vergnügen hatte Dubold festgestellt, daß auch Susanna ihr schlichtes Gewand, das sie gestern Abend und heute Morgen getragen, gegen ein geblümtes hellblaues, ihre schlanken Linien vorteilhaft betonendes Sommerkleid ausgetauscht hatte. Das kleine, auf dem üppigen Haar des Hinterkopfes getragene und mit einem Seidenband unter dem Kinn befestigte Hütchen, dessen fächerförmig wie ein Glorienschein vom Kopf abstehender Rand den Scheitel frei ließ, stand ihrem Gesichtchen entzückend gut. Beim Schützenhaus angekommen, bewunderte Susanna die

zwischen den Alleebäumen sichtbar werdenden vier hochragenden Sandsteinflühe. Sie erzählte Lukas munter plaudernd, daß sie den Rest des Vormittags dazu benützt hatte, sich das Städtchen anzusehen und vom hochgelegenen Kirchhof aus die Umgebung zu bewundern. Burgdorf sei einfach reizend und seine Lage wunderschön; sie habe nur bedauert, ihr Skizzenbuch nicht mitgenommen zu haben; bevor sie wieder von hier scheide, werde sie sich noch einige Bildchen zum Andenken anfertigen.

Beim Einungergarten zwischen den beiden Wynigenbrücken horchten die beiden plötzlich verwundert auf. Vom andern Ufer der Emme her erscholl lautes Pferdegetrampel; jetzt bog eine lange Reiterkolonne in die gedeckte Brücke ein; dumpf dröhnten die vielen Hufe auf dem Bretterboden.

»Um Gotteswillen, wieder Husaren!« rief Dubold in komischem Entsetzen, »und wir haben schon so genug an den unsrigen! Hoffentlich ziehen die am Städtchen vorbei.«

Geschwind zog Lukas die Lehrerin in die der Straße parallel laufende, erst vor einigen Jahren von der Stadtverwaltung angelegte Kastanienbaumallee neben der Schützenmatte. Von hier aus konnten sie sich den Vorbeimarsch der Franzosen ruhig ansehen. Die Spitze des Zuges näherte sich rasch inmitten einer dichten Staubwolke. Vorn ritten, eifrig plaudernd und lachend, der Kommandant und seine Offiziere; dann folgten in langer Kolonne und mit geöffneten, die ganze Straßenbreite einnehmenden Gliedern die einzelnen Züge. Pferde und Reiter waren über und über mit Staub bedeckt. Schweißig glänzten die braunen Gesichter der Husaren, von denen viele ihre verschmitzten Blicke begehrlich auf Susanna richteten. Die Abteilung hatte offenbar bereits einen weiten Weg hinter sich; denn die Reiter waren sichtlich ermüdet und die Pferde streckten ihre Köpfe mit langen Zügeln weit nach vorn. Nur hinten im letzten Zug erscholl noch fröhliches Lachen. Dort ritt mitten in der Kolonne offenbar der Spaßmacher der Schwadron, ein kleiner, verwegener Husar. Sein kurzes, aufgewirbeltes Schnurrbärtchen und die Augenbrauen waren weiß von Staub, aber zwischen drin blitzten zwei schwarze, kecke Augen lachend in die Welt. Den rechten Unterschenkel hatte er läßig über den Sattelknauf gekreuzt und in der rechten Faust trug er ein kurzes Tabakpfeifchen aus

weißer Tonerde. Kaum war er der Lehrerin ansichtig geworden, so richtete er sich aus seiner saloppen Haltung straff auf, rückte den en bandoulière am Rücken hängenden Karabiner zurecht und, indem er mit dem Mundstück seines Pfeifchens frech auf Susanna wies, rief er ihr zu: »Ah, ma mignonnette, que tu es jolie! Tu sais tu me plais rudement. Attends, ce soir après l'appel je viendrai t'embrasser, malgré ton gros mattou de mari!«

Ein dröhnendes Gelächter erscholl aus der Kolonne. Schamrot im Gesicht drehte sich Susanna um und blickte scheinbar angelegentlich nach der auf der Schützenmatte weidenden Schafherde, deren jugendliche Hirten natürlich längst gaffend am Wegrand standen. Dubold warf dem Husaren einen zornigen und drohenden Blick zu; aber lachend schob dieser sein Pfeifchen zwischen die bleckenden, weißen Zähne und schaute sich übermütig nach einem neuen Opfer seines Witzes um.

Hinter der Reiterkolonne folgten einige mit weißen Blachen überspannte Bagagewagen, auf deren vorderstem neben dem Wagenlenker auf dem Bock eine auffallend hübsche, junge und elegant gekleidete Dame saß, deren weiß gepudertes Gesicht seltsam abstach von dem es umrahmenden üppigen, schwarzen Haar. Keck und forschend richtete sie im Vorbeifahren ihre dunklen Augen auf den stattlichen Tuchherrn, der ihre besondere Aufmerksamkeit zu erwecken schien. Die Frau oder die Freundin des Kommandanten oder eines seiner Offiziere, dachte Lukas; man kannte ja das zur Genüge bei diesem ewig herumziehenden fremden Kriegsvolk.

Der Wagenkolonne folgten einige abgesattelte marode und Reservepferde mit großen, übergehängten Heubündeln und Hafersäcken. Dann war die Landstraße wieder frei und still wie vorher. Langsam verzog sich die Staubwolke hinüber in den Einungergarten. Die ihn umrahmenden Fliederbüsche, die vorhin noch im schönsten Blau prangten, standen jetzt vom Staub weiß wie überzuckert und ließen traurig ihre schwer gewordenen Blätter und Blütentrauben hängen.

Wortlos setzten Lukas und Susanna ihren Weg fort. Beide standen sichtlich noch unter dem unangenehmen Eindruck des Zwischenfalles, der ihre frohe Laune jäh verdorben hatte. Bei der Straßenkrümmung jenseits der Emmebrücke mußten sie

einem langsam daherfahrenden Einspännerfuhrwerk ausweichen. Ehrerbietig grüßte Dubold den im Char à banc sitzenden ältern Herrn, der, als er des Tuchherrn ansichtig wurde, dem Kutscher Befehl gab zu halten. Bleich und mit vor Aerger ein wenig bebender Stimme wandte er sich an Lukas.

»Diese impertinenten Burschen werden natürlich auch Sie molestiert haben, Bürger Dubold?«

Forschend blickten seine scharfen Augen den Tuchherrn und seine Begleiterin an, während er seiner goldenen Schnupftabakdose eine Prise Macuba entnahm. Als Lukas stumm bestätigend nickte, fuhr der Herr, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, zornig fort: »C'est dégoutant, bis in meinen Lederkoffer hinein haben die frechen Kerls ihre unverschämten Mäuler gehängt! Vor nichts mehr haben sie Respekt, als vor ihrem Abgott, dem omnipotenten Napoleon. Möge es der gütige Himmel fügen, daß wir von diesem Gesindel bald einmal befreit werden! – Allons, Peter, vorwärts!«

Gemächlich setzte sich das Fuhrwerk auf das Zungenschnalzen des Kutschers hin wieder in Gang. Während die beiden Herren ihre Zylinder lüfteten, warf Peter, heimlich auf den Stockzähnen lachend, dem Tuchherrn über das Lederdach des Wagens einen vielsagenden, verschmitzten Blick zurück. Wenn einer heute bereute, nichts vom Französischen zu verstehen, so war er es; gar zu gerne hätte er dem Stineli heute Abend in der Herrschaftsküche erzählt, was die lustigen Husaren dem Alten da hinten alles an den Kopf geschmissen hatten.

Nach einigen Schritten lachte Dubold kurz vor sich hin und wendete sich Susanna zu, die im Weitergehen staunenden Blickes die neben ihr senkrecht emporsteigende Gysnaufluh betrachtete.

»Das war der Distriktstatthalter Schnell, der jetzt von seinem Landsitz zum innern Sommerhaus da draußen in die Stadt hinein zur Kanzlei fährt, eine sehr angesehene Persönlichkeit und ein großer Freund und Gönner Pestalozzis. Aber gönnen mag ich ihm den kleinen Aerger doch ein wenig. Er war seiner Zeit einer der größten Anhänger der Friedenspartei und ein eifriger Befürworter der französischen Intervention. Es wird sogar behauptet, als die eben ins Städtchen eingerückten Franzosen den

ersten Freiheitsbaum auf dem Kornhausplatz aufstellten und mit den herbeigelockten Buben und Mädels ringsherum tanzten, habe er sich direkt Zwang antun müssen, um in seiner großen Freude über den Sturz der Gnädigen Herren von Bern die Carmagnole und den Picoulet nicht selber mitzutanzen.«

Froh, die staubige Landstraße verlassen zu können, bogen die beiden nun in den lauschigen, nach dem Sommerhaus führenden Waldweg ein. Beim Aufstieg längs des Felsens nahm sie zuerst der kühlende Schatten blühender Akazienbäume auf. Oben, wo der Weg in den Buchenwald abbiegt und sich ein herrlicher Blick auf das rings von prächtigen Laubwäldern umgebene Sommerhaustälchen erschließt, sprang Susanna mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung auf die dort stehende Ruhebank zu und lud Lukas ein, sich neben sie zu setzen und die wunderschöne Aussicht zu bewundern. Susannas künstlerisch empfindender Blick konnte sich nicht satt sehen an dem Bild idyllischen Friedens, das sich vor ihr ausbreitete. Das stille, einsame Tälchen mit den blühenden Matten inmitten herrlicher Buchenwälder, die reizende, von vier Linden beschattete Bartholomäus-Kapelle mit ihren von Epheu überwucherten Mauern im Vordergrund, das mittelalterliche, nahe dabei stehende Siechenhaus, der dahinter in größerer Entfernung inmitten mächtiger Platanen sichtbar werdende alte Landsitz zum innern Sommerhaus und das ganz hinten im Tälchen sich schön in die Gegend einschmiegende alte Bad Sommerhaus formten in prachtvoller Harmonie ein durch nichts gestörtes Landschaftsbild, das der Zürcherin Ausrufe hellen Entzückens entlockte. Hastig kramte sie ihr Skizzenbuch und einen Bleistift hervor und begann eifrig zu zeichnen.

Währenddessen betrachtete auch Dubold still die Landschaft, die er seit seiner Kindheit so oft gesehen, und an der er bisher immer mit einem flüchtigen Blick, als wäre das alles ganz selbstverständlich, vorbeigegangen war. Mit einem leisen Gefühl der Beschämung wurde ihm erst jetzt, nachdem ihm die Fremde die Augen geöffnet hatte, bewußt, wie viel Schönheit eigentlich das reizende, idyllische Tälchen in sich barg, dessen ruhige, wohltuende Harmonie durch nichts, aber auch gar nichts gestört wurde. Jahrhunderte mochten verstrichen sein, ohne es irgend-

wie zu ändern. Geschichte, alte, unbekannte Geschichte raunte hier geheimnisvoll herüber aus längst versunkenen Zeiten, Lukas wunderte sich, daß noch keiner der fremden Maler, die ab und zu ins Städtchen kamen, um Bilder anzufertigen, dieses Kleinod gefunden hatte, und er nahm sich vor, den ersten, dem er wieder begegnen würde, hier hinaus zu führen, um sich von ihm ein Bild von dieser Bank aus malen zu lassen.

Nach einer kurzen Weile hielt Susanna in ihrer Arbeit inne und verglich noch einmal gründlich die Skizze mit dem Original; dann lächelte sie befriedigt, riß das Blatt heraus und reichte es Lukas hin.

»Da, Herr Dubold, ich schenke es Ihnen als Andenken an unsere Bekanntschaft – damit Sie mich später nicht ganz vergessen.« Staunend blickte Lukas auf das Bildchen. Mit wenigen keck hingeworfenen Strichen hatte die Lehrerin die Kapelle im Vordergrund als Hauptsujet und die übrigen Gebäulichkeiten mit den umliegenden Wäldern als Hintergrund schwach betont skizziert. Das Ganze zeugte von Geschmack und unverkennbarem künstlerischem Talent.

»Famos, ganz famos, liebe Jungfer Meili, in Ihnen scheint entschieden eine tüchtige Künstlerin verloren gegangen zu sein. Warum sind Sie denn nicht Malerin geworden?«

Susanna lachte fröhlich auf. »Dazu langt's natürlich nicht; zudem ist das Malen kein Frauenberuf, und überdies habe ich die Kinder viel zu lieb, als daß ich ihnen deswegen untreu werden könnte.«

»Ich danke Ihnen recht herzlich für das liebe Andenken; es wird mir teuer sein ... Und was Ihre Bemerkung von vorhin anbetrifft, ‚damit ich Sie nicht so rasch vergesse'« – Dubolds Stimme verriet einen leisen Anflug von Traurigkeit –, »so muß ich Ihnen gestehen, daß es mir schon jetzt vor dem Tag graut, an dem Sie wieder von hier wegziehen werden. – Gibt es denn gar keine Möglichkeit, daß Sie für immer nach Burgdorf übersiedeln könnten, als Lehrerin oder Erzieherin oder sonst so was?«

Eine feine Röte stieg Susanna in die Schläfen. Mit traumverlorenen Augen schaute sie in die Ferne; dann kam es leise, wie von weit her, von ihren zusammengepreßten Lippen: »Sie

wissen ja so gut wie ich, daß ich als Zürcherin nie Aussicht hätte, hier eine Lehrerinnenstelle zu erhalten.«

Enttäuscht blickte Lukas zu Boden; eine tiefe Niedergeschlagenheit verbreitete sich über seine Züge. Auf einmal drehte er der Lehrerin den Rücken zu, legte die Skizze verkehrt auf die Bank und begann nach einigem Nachdenken auf der Rückseite des Blattes zu schreiben. Ab und zu hielt er inne, legte die Fingerspitzen seiner linken Hand einen Augenblick an die Schläfe und fuhr dann eifrig fort zu schreiben. Nach einer kurzen Weile steckte er den Bleistift wieder zu sich und reichte der Lehrerin das Blatt wortlos hinüber. Langsam las Susanna das Geschriebene vor sich hin:

O sprich mir nicht vom Scheiden!

Erst gestern traf zum ersten Mal
Mich deiner dunklen Augen Strahl.
Verlangend zog's mich hin zu dir;
So wohl, so seltsam ward es mir!

Heut führ' ich dich durchs schöne Land
Auf stillem Weg im grünen Wald.
Bin maßlos glücklich neben dir;
Die junge Lieb' erstickt mich schier.

Nun sprichst du schon vom Wiedergehn
Sogar vom Nimmerwiedersehn.
Soll missen dich mein Leben lang –
Mir wird's im Sinn so schwer und bang.

Dem Glücke folgt ein tiefer Schmerz,
Der tötet mir mein junges Herz.
O Gott, laß walten deine Macht,
Daß bald das Glück mir wieder lacht!

Susannas Züge hatten sich beim Lesen rasch wieder aufgehellt; jetzt schaute sie errötend mit einem warmen, fröhlichen Blick zum Tuchherrn auf. »Brav, Herr Dubold, das haben Sie fein gemacht! Sie scheinen Talent zum Dichten zu haben.«

Lukas lachte kurz auf.

»Ojeh! Dieses Kompliment verdient meine Stümperei entschieden nicht. Es ist, weiß Gott, der erste und sicher auch der

letzte poetische Versuch, den ich verbrochen habe. Nur Sie, liebe Jungfer Meili, konnten mich hiezu inspirieren.«

»Warten Sie, das muß ich rasch auswendig lernen.«

Susanna las das Gedichtchen einige Male durch. Dann begann sie leise vor sich her zu summen, erst zögernd und stockend und sich ab und zu korrigierend, dann immer lauter, bis sie endlich die Melodie der ersten Strophe, die etwas sentimental und elegisch im Gusto der Zeit klang, laut vor sich her sang. Bei der zweiten Strophe mischte sich der hellen Sopranstimme der Lehrerin, zuerst leise und schüchtern, dann immer sicherer, der sonore Bariton Dubolds bei, bis sich endlich in den zwei folgenden Strophen die beiden frischen Stimmen im schönsten Zweiklang sicher und laut vereinigten.

Fröhlich klatschte Susanna in die Hände, strampelte vor Freude mit den Füßen und, von der Bank aufspringend, zog sie Lukas am Aermel auf den Waldweg zurück.

»Rasch, Herr Dubold, das müssen wir im Marschieren noch besser lernen, wie sie es drinnen im Institut machen. Der Bürger Buß würde sicher seine helle Freude haben, wenn er uns so singen hörte.«

Lachend bogen die beiden in den nach dem Sommerhaus führenden Schattenweg ein und stimmten im gemächlichen Vorwärtsschreiten ihr selbstgefundenes Liedchen von neuem an. Und als es verklungen war, mußte es immer und immer wieder herhalten; denn es dünkte sie, daß die Melodie unter dem mächtigen Gewölbe der alten Buchen noch einmal so schön klang wie draußen vor dem Walde. Bald kam auch Waldi herbei, der inzwischen im dürren, raschelnden Laub des Unterholzes am Waldrand mit tiefer Nase eifrig, aber erfolglos eine alte Hasenspur verfolgt hatte. Für Gesang und Musik fehlte ihm zwar jedes Verständnis, und er schüttelte auch einige Male unmißverständlich den Kopf, daß die langen Ohren klatschten. Aber instinktiv hatte er die gute Laune und die fröhliche Stimmung des Paares herausgespürt, und da mußte er selbstverständlich auch dabei sein. Schwanzwedelnd trippelte er auf seinen krummen Beinchen voraus, als müßte er den beiden den Weg zeigen.

In vielen Windungen, sich immer dem wechselnden Gelände anschmiegend, schlängelte sich der Weg unter den hohen Buchen dahin, bald einer vorspringenden bemoosten Felsnase, bald einer alten, vereinzelten Eiche oder einem vom Waldhang heruntergerollten Sandsteinblock ausweichend. Aus dem moosigen Waldboden sprossen bereits Maiglöckchen, Waldmeister und Rapunzel und streckten ihre Köpfchen nach den wenigen Sonnenstrahlen, die das maienfrische Blätterdach hindurchließ. Ab und zu stand Susanna still und bewunderte die dicken Stämme der riesigen, alten Buchen, die verständige Förster schon vor Generationen zum Ergötzen der Spaziergänger und wohl auch ein wenig zum Schaden der Forstkasse hier am Wege stehen gelassen hatten.

Munter plaudernd und scherzend, ab und zu wieder sorglos singend wie zwei fröhliche Kinder, näherten sich die beiden dem draußen am Waldrand in der prallen Nachmittagssonne liegenden alten Bad. Auf der Steinbank unter der großen Linde beim Eingang zur Badwirtschaft saßen drei ältere, behäbige Damen, die wohl zum Kuraufenthalt hier waren. Mit aufgespannten Sonnenschirmen schützten sie den doch schon etwas stark verwelkten Teint ihrer Gesichter gegen die schräg unter das Blätterdach der Linde scheinenden Sonnenstrahlen. Ihr eifriges Schwatzen verstummte plötzlich beim Nähertreten der Neuankömmlinge; dagegen fuhren wie auf Kommando drei Lorgnetten hoch und richteten sich neugierig und inquisitorisch gegen das junge Paar. »Das reinste Spießrutenlaufen«, brummte Lukas. »Möchte nur wissen, was die drei alten Grazien da nachher über uns zu rateburgern und zu klatschen haben werden.«

Im Wirtschaftsgärtchen suchte Lukas ein schattiges Plätzchen unter einem blühenden Kastanienbaum aus. Es waren bereits Gäste da. Drüben in einer Ecke tafelte eine große Familie von wenigstens drei Generationen und lauschte gespannt den Erzählungen eines Soldaten der helvetischen Legion, der vermutlich nach längerer Abwesenheit einen Urlaub im Kreise der Seinen verbrachte und dem zu Ehren man wohl den werktäglichen Ausflug ins Sommerhaus veranstaltet hatte. An einem Nebentisch, auf dem der hohe Zweispitzhut und der Säbel mit

dem breiten, weißen Lederkopulier des Soldaten lagen, machten sich einige kleine Kinder staunend an den kriegerischen Requisiten zu schaffen. Vorn an den Tischen längs der Gartenmauer vergnügten sich Badegäste beiderlei Geschlechts beim Domino- und Brettspiel; und vor einem Fenster der Gaststube hatte sich der dicke städtische Domänenverwalter, unter dessen Schutzaufsicht das der Stadt gehörende Bad stand, bei Wein, Wurst und Brot niedergelassen. Ihm gegenüber saß der Badwirt Leuenberger, der die Pacht des Bades und des zugehörigen Landwirtschaftsbetriebes erst diesen Frühling angetreten hatte. Dubold hörte beim Platznehmen gerade, wie der Wirt eifrig auf sein Gegenüber einsprach und mit beweglichen Worten über das undicht gewordene Hausdach der Scheune klagte, das unbedingt wieder einmal unterschindelt werden sollte, und wie der biedere Beamte plötzlich unwillig auffuhr und dem Badwirt unwirsch antwortete: »Meinetwegen, das Dach soll repariert werden, wenn die Ehrenden Vorgesetzten der Gemeindekammer damit einverstanden sind. Aber jetzt, zum Donnerwetter, Bürger Leuenberger, sagt mir nicht immer: Herr Dämonenverwalter! Ich habe Domänen zu verwalten, keine Dämonen!«

Behaglich lehnte sich Dubold an die Banklehne zurück, als er dem aufwartenden Mädchen in ländlicher Tracht seine Bestellung gemacht hatte. Das Zusammensein mit dem ihm gegenübersitzenden, lieben, prächtigen Mädchen erfüllte sein Herz zum ersten Mal in seinem Leben mit einem namenlosen Glück. Seine Gedanken schweiften zurück auf sein bisheriges, im Grunde so einsam zugebrachtes Leben. Wie oft hatte er in stillen Stunden dieses grenzenlose Beglücktsein ersehnt und erahnt! Aber noch nie hatte ihn ein weibliches Wesen derart in den Bann gezogen wie Susanna, die doch alles vermied, um seiner leise tastenden Liebe irgendwie entgegenzukommen. Dieses Mal war's doch Liebe auf den ersten Blick gewesen, an die er bisher nie geglaubt hatte. Gestern abend neben der Kutsche vor dem Stadthaus hatte es angefangen, und nach den wenigen Stunden des Zusammenseins war sich Lukas voll bewußt, daß er dieses namenlosen Glückes, das ihm fast das Herz zersprengte, nie, nie mehr ohne Susanna teilhaftig werden würde. – Leise, ganz leise stimmte er das Liedchen wieder an und ebenso leise

und innig gesellte sich seiner Stimme diejenige der Lehrerin bei, während sich zwei lachende Augenpaare in trautem Verstehen ineinander senkten.

Unten vom Teich herauf erscholl lautes Geschnatter der Gänse und Enten, in deren Gehege sich Waldi indessen keck und unternehmungslustig eingeschlichen hatte. Gravitätisch und drohend, mit hochgehobenem Kopf und im tiefen Baß laut aufbegehrend, watschelte der Gänserich tapfer dem Hund entgegen, gefolgt von seinen rechts und links hinter ihm in keilförmiger Schlachtordnung aufgestellten beleibten sechs Damen, während die Enten sich bestrebten, so rasch als es ihre kurzen Beinchen erlaubten, laut protestierend ihr Heil auf dem Wasser des Teiches zu suchen. Waldi begriff im Nu, daß die Situation für ihn brenzlig zu werden begann und zog es vor, mit eingekniffenem Schwanz und krummem Rücken den Rückzug nach der Gartenterrasse hinauf anzutreten. Wie wenn nichts geschehen wäre, und als ob er noch nie in seinem Leben einer dummen Gans oder Ente den blöden, langen Halz geknickt hätte, legte er sich Dubold lang ausgestreckt zu Füßen und ließ die Scheltworte seines Herrn geduldig über sich ergehen. Einen Augenblick später simulierte er mit langgedehntem Seufzen und Schnarchen einen tiefen, friedlichen Schlaf; aber kaum hörte er das Klappern von Tellern, Tassen und Gläsern auf dem Tisch, so sprang er neben der Lehrerin auf die Bank, machte ein kunstgerechtes Männchen und bettelte mit lammfrommen Augen, daß Susanna laut auflachen mußte.

Während des Imbisses, der dem Badwirt und seiner Küche mehr Ehre einlegte als die vertrackten Fremdwörter, wurde hinten im ersten Stockwerk des Gasthofes klirrend ein Fenster geöffnet. Aus dem kleinen obern Saal ertönten zuerst einige tiefe, schwere Akkorde auf einem etwas scheppernden und auch ein wenig verstimmten Klavier; dann setzte feierlich-ernst ein Waldhorn ein. Gespannt lauschten Lukas und Susanna auf. Die Musizierenden waren vermutlich zwei Kurgäste, die bereits gut aufeinander eingespielt zu sein schienen. Namentlich der Waldhornbläser verriet einen sichern Ansatz, gute Beherrschung des Technischen und viel Gefühl. Klangvoll und wuchtig klang die Melodie aus.

Nachdenklich griffen Dubold und Susanna wieder zu ihren Gabeln und Messern; sie standen sichtlich noch unter dem Eindruck des Gehörten.

»Es war die bekannte Arie aus ‚Rinaldo' von Händel«, bemerkte Dubold leichthin.

»Ich weiß, ich spiele sie selber oft auf dem Klavier. – Sie scheinen ja in der Musikliteratur bewandert zu sein. Spielen Sie selber ein Instrument?«

Dubold verneigte sich mit komischer Feierlichkeit.

»Ich spiele die erste Flöte im Collegium musicum von Burgdorf.«

»Ah, bravo, Monsieur Dubold, mes compliments!«

»Pas de compliments, s'il vous plaît, chère Mademoiselle!« lachte Lukas. »Ich bin lediglich als Lückenbüßer vom zweiten an das erste Pult vorgerückt, weil wir keinen richtigen ersten Flötisten mehr haben, seitdem mein Freund Johann Georg Tobler wegen der vielen Arbeit, die er mit Pestalozzis neuem Buch hatte, uns im Stich lassen mußte. Er ist ein Meister auf dem Instrument. Wir werden Mühe haben, ihn zu ersetzen. Im Collegium spielen wir übrigens meist nur zu unserer eigenen Freude. Oeffentlich treten wir nie auf, außer etwa an der Solennität, unserem Jugendfest, an dem man uns braucht, um die Morgenfeier in der Kirche etwas zu verschönern. Dafür stiftet uns dann jeweilen die Munizipalität ein opulentes Nachtessen.«

»Herrlich! Das freut mich, daß auch Sie die Musik lieben und pflegen. Wie gerne möchte ich Sie einmal auf dem Klavier begleiten!« entfuhr es Susanna in freudiger Ueberraschung.

»Es wird mir das größte Vergnügen sein, Ihnen hiezu bei mir zu Hause oder anderswo Gelegenheit zu geben, chère Mademoiselle!«

Susanna antwortete nicht. Ein Schatten glitt über ihr Gesicht, während ihre Augen nachdenklich in die Ferne schweiften. Fast schien es, als ob sie den vorhin vielleicht etwas unüberlegt geäußerten Wunsch nachträglich bereute.

Frohgelaunt fing Lukas an, von seinem alten Musiklehrer, dem er trotz seines schrullenhaften Wesens ein gutes Andenken bewahrte, und von dem Leben und Treiben im Collegium musicum zu erzählen. Und als er einmal im Zuge war, schwenkte er ab

zu seinen Erinnerungen aus den Lehr- und Wanderjahren im Ausland und wußte viel Interessantes und Amüsantes aus fernen Städten und von fremden Menschen, denen er begegnet war, zu berichten.

Gespannt hörte ihm Susanna zu und bewunderte im Stillen sein köstliches Erzählertalent. Plötzlich fuhr sie erschrocken zusammen. Ein etwa vierjähriges Mädchen, das soeben im Spiel etwas stürmisch hinter ihrer Bank vorübergesprungen war, hatte Susanna leicht mit der Hand an den Rücken gestoßen. Auch das Kind schien die ungeschickte Bewegung bemerkt zu haben; denn nach einigen Schritten blieb es plötzlich stehen, drehte sich verdutzt nach der Lehrerin um und rief ihr ängstlich, wie wenn es Strafe zu gewärtigen hätte, zu: »Ich hab's nicht absichtlich getan!«

Susanna beruhigte lächelnd das Kind: »Ich glaub's dir schon, daß du mir nicht hast weh tun wollen. Komm doch ein wenig hieher zu mir, Mädelchen!«

Zögernden Schrittes näherte sich die Kleine, blickte der Lehrerin in die freundlichen Augen und legte dann die Aermchen vertrauensvoll neben ihr auf die Banklehne.

»Wie heißest du?« fragte sie Susanna in aufmunterndem Tone. »Roseli Schläfli heiße ich ... Und wie heißest denn du? – Du gleichst der Tante Marie, nur ist die nicht so schön wie du.« Und mit einem Seitenblick auf den kichernden Tuchherrn fügte sie in überzeugungsvollem Ton hinzu: »Aber dein Mann ist auch schön!«

Jetzt lachte Dubold laut auf, während Susanna in größter Verlegenheit ihr Gesicht abwandte und nicht wußte wohin blicken, um die ihr plötzlich in den Kopf gestiegene Röte zu verbergen. Dubold sah, daß sie bis hinter ihre reizenden Oehrchen rot geworden war.

Die Kleine begriff rasch, daß sie offenbar eine Dummheit gesagt hatte, wurde etwas verlegen und hüpfte dann plötzlich auf einem Bein in der Richtung nach dem Familientisch davon, indem sie ihr langes Röckchen behutsam mit beiden Händchen an den Hüften etwas hochhob, um im Springen nicht zu stolpern. »Der berühmte Kindermund«, nahm Dubold fröhlich das Ge-

spräch wieder auf. »Solche köstliche Bemerkungen hören Sie vermutlich alle Tage bei Ihren Kindern.«

Susanna antwortete nicht und blickte verträumt auf den neben ihr auf der Bank sich in Vorbereitung eines Schläfchens zusammenkugelnden Waldi. Aber als Lukas nach einer kleinen Pause neuerdings das Gespräch auf ihre Schulklasse zu lenken versuchte, begann sie in nachdenklichem Ton von ihren Leiden und Freuden als Lehrerin einer städtischen Volksschule zu erzählen und kam dann allmählich auch auf ihr bisheriges Leben zu sprechen. Viel Freude schien es ihr nicht gebracht zu haben. Dubold vernahm, daß sie die Tochter eines unbemittelten Lateinlehrers in Zürich war. Ihre beiden Eltern, die gleichzeitig der damals grassierenden Typhusepidemie erlegen waren, hatte sie schon als zehnjähriges Kind verloren. Einige Jahre verbrachte sie dann in der Nähe von Rolle am Genfersee bei einem entfernten Verwandten, der als Pächter einen größern herrschaftlichen Gutsbetrieb bewirtschaftete. Aber als auch dieser frühzeitig starb, wurde das Kind nach Zürich zurückgeschoben, wo es Aufnahme im städtischen Waisenhaus fand. In strenger Zucht, bei schmaler Kost und hungernd nach einem bißchen Freude und Familienglück, verlebte Susanna dort den Rest ihrer Schulzeit und wurde dann, damit sie sich selbständig durchs Leben schlagen könne, so rasch wie möglich zur Lehrerin ausgebildet. Sie hatte das Glück, bald einmal eine Lehrstelle in ihrer Vaterstadt selber zu finden und seither lebte sie ganz nur noch der ihr anvertrauten und ans Herz gewachsenen Kinderschar und war bestrebt, namentlich die Waisen teilhaftig werden zu lassen an ihrer großen Liebe und warmherzigen Zuneigung, die sie zu ihrem Leidwesen weder ihren Eltern noch Geschwistern oder nähern Verwandten hatte schenken können.

»Ja, ja, unsereiner hat's nicht so leicht gehabt im Leben, wie es vielleicht den Anschein macht«, bemerkte Susanna leise am Schlusse ihrer Erzählung, indem sie traurig zu Lukas hinüberblickte.

Drüben am Familientisch erzählte der helvetische Legionär seinen Angehörigen immer noch von der Schlacht bei Frauenfeld, die er mit der kleinen Legion auf Seite der Franzosen unter Generaladjutant Weber von Brüttelen gegen die Alliierten mit-

gekämpft hatte, während die Kinder zwischen Tischen und Bänken blinde Kuh spielten und der »blinden Kuh«, statt ihr die Augen zu verbinden, einfach den mächtigen Zweispitzhut des Soldaten aufstülpten, unter dem das Köpfchen und das Hälschen des Kindes vollständig verschwanden. Der dicke Domänenverwalter saß, obwohl er schon vor einer halben Stunde bezahlt hatte, immer noch unter dem Fenster der Gaststube und schäkerte mit der auf dem Sims sitzenden und eifrig strickenden Kellnerin, die ihm schlagfertig auf seine Spässe und Neckereien zu antworten wußte. Von den Stallungen herüber hörte man das eintönige Dengeln von Sensen, womit der alte, runzelige Melker mit der großen, gelben Glatze beschäftigt war. Jedesmal, wenn der Alte nach einer neuen Sense griff und ihren Holm an der vom Dachgebälk herabhängenden Schnur aufband, sang er mit fast unerträglich falscher, melancholischer Stimme einen Vers aus dem Gellertlied »Meine Lebenszeit verstreicht, stündlich eil' ich zu dem Grabe ...«

Dubold versuchte, die Lehrerin wieder auf etwas fröhlichere Gedanken zu bringen, aber es gelang ihm nur halbwegs, und er fühlte, daß ihre gedrückte Stimmung auch auf ihn überzugreifen begann. Schließlich klopfte er an seinem Glase die Kellnerin herbei, um zu zahlen. Er sehnte sich mit Susanna wieder allein zu sein und freute sich auf den gemeinsamen Heimweg. Beim Vorüberschreiten an der großen Linde stellten die beiden befriedigt fest, daß die drei Grazien verschwunden waren. Auf der steinernen Bank lag jetzt neben einem vergessen gebliebenen Damennastüchlein eine schwarze Katze, die in philosophischer Weltvergessenheit mit ihren gelben Augen in die untergehende Abendsonne blinzelte. Beim Einbiegen in den Waldweg stimmte Lukas noch einmal sein Liedchen an; aber Susanna blieb stumm. Dubold fühlte immer stärker, daß sie etwas bedrückte, das er sich nicht erklären konnte. Eine unbestimmte Angst vor dem Ungewissen bemächtigte sich seiner je länger je mehr. War Susanna am Ende nicht mehr frei, und begann sie deswegen, sich ihm gegenüber Reserve aufzuerlegen? Dieser plötzlich aufgestiegene Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Ein dumpfes Angstgefühl legte sich auf einmal schwer auf sein Gemüt. Wäre es möglich, daß ... Nein, nein, um Gotteswillen, nur das nicht! Blitzschnell überflog er im Geiste noch

einmal all' die glückseligen, durch nichts getrübten Stunden des Zusammenseins mit Susanna. Sollte ihm wirklich das Schicksal dieses Riesenglück, das er schon mit beiden Händen fest zu greifen wähnte, mit teuflischem Hohne wieder entreißen wollen? Es wäre der härteste Schlag seines Lebens, den er kaum je überwinden könnte.

Einen Augenblick kämpfte Dubold seine innere Aufregung nieder; dann wandte er sich, äußerlich scheinbar ruhig, aber mit unsicherer Stimme an seine Begleiterin.

»Was hat denn Ihre gute Laune so verdorben, liebe Jungfer Susanna? Sie sind so einsilbig geworden.«

»Wirklich, bin ich's?« lächelte die Lehrerin. »Ich werde mir Mühe geben, wieder fröhlich zu sein.« Dabei schlenkerte sie etwas nervös ihren leichten Hut, den sie wie ein Körbchen am seidenen Kinnband in der Rechten trug.

Beide schritten schweigend unter dem grünen Blätterdach des Waldweges weiter. Vergeblich hoffte Lukas, daß das frühere harmlose Plaudern seiner Begleiterin wieder in Fluß käme. Ihre Beklommenheit schien die natürliche Fröhlichkeit, die sie bisher an den Tag gelegt hatte, nicht mehr aufkommen zu lassen. Dubold stand vor einem Rätsel. Er entschloß sich, der bedrückenden Ungewißheit durch einen entscheidenden Annäherungsversuch ein rasches Ende zu machen. Lange dachte er hin und her, wie er das anstellen sollte; er hatte noch so wenig Erfahrung in derlei Situationen! Erst jetzt kam ihm sein Mangel an Uebung im Umgang mit Damen so recht zum Bewußtsein. Mädchenherzen schienen entschieden komplizierter zu sein, als er es sich bisher gedacht hatte.

Eben überlegte Lukas, ob er im Weiterschreiten Susanna sachte ihre Hand erfassen, oder seinen Arm unter den ihren schieben, oder die Rechte auf ihre Schulter legen sollte, um dann zu gewärtigen, wie sie sich dazu verhalten würde, da erdröhnten plötzlich vorn laute Hufschläge, unter denen der Erdboden erzitterte. Im gleichen Augenblick schoß in einer Krümmung des Weges um eine Felsnase herum ein elegant gekleideter Reiter auf schäumendem Rappen im gestreckten Galopp auf die beiden Spaziergänger zu. Mit einem Schreckensschrei wich Susanna zur Seite aus und warf sich zitternd dem sie an sich reißenden

Dubold in die Arme. Im sausenden Vorbeijagen lüftete der Reiter mit der weiß behandschuhten Rechten lächelnd seinen Zylinder und rief der Lehrerin ein galantes »Pardon, Madame!« zu.

Susanna war wie gelähmt und zitterte am ganzen Leib; sie schien einer Ohnmacht nahe. Höchlichst überrascht blickte Lukas dem verschwindenden Reiter nach. »Natürlich, wieder eine der verrückten Galoppaden des Hauptmanns Fankhauser! Mit seinem neugekauften Andalusier-Hengst macht er die ganze Umgebung des Städtchens unsicher.« Nach seiner Stimme zu schließen, schien er wütend zu sein; aber dabei verbiß er ein schmunzelndes Lachen, und sein abgewendetes Gesicht schien weit eher zu sagen: Schönen Dank für deine Hülfe zur rechten Zeit, Freund Fritz!

»Gott, hat mich der Mensch erschreckt!« flüsterte Susanna noch halb betäubt und wollte sich wieder aufrichten; aber Dubold hielt sie fest in seinen Armen, streichelte die blaß gewordene Wange des Mädchens und sprach ihm begütigend zu: »Erst beruhigen Sie sich ein wenig, liebste Susanna. Der Schrecken hat Ihnen übel mitgespielt; Sie sind ja noch bleich wie der Tod. Es sah übrigens schlimmer aus als es war; denn der Hauptmann hätte sein Pferd auf drei Schritte vor uns parieren können, wenn es nötig gewesen wäre; er ist ein vorzüglicher Reiter.« Dubolds Hand glitt wieder zärtlich über die Wange und über das dunkle Haar des Mädchens; sein Blick voll warmer Liebe senkte sich tief in Susannas Augen. Diese versuchte nochmals vergeblich sich loszumachen; dann wendete sie verschämt das Köpfchen zur Seite und flüsterte traurig: »Lieber Herr Lukas, seien Sie mir nicht böse, aber wir dürfen uns nicht ineinander verlieben.«

»Und warum sollten wir beide uns nicht lieben dürfen, Liebste?« Dubold war bleich geworden vor Aufregung. War Susanna doch nicht frei? Die Angst vor der kommenden Antwort ließ den starken Arm, der das geliebte Weib umschloß, erzittern. »Es ist besser so. Für eine flüchtige, vorübergehende Liebeständelei sind wir uns beide zu gut. Mir würde es nachher das Herz brechen. – Sie wissen, ich bin ein armes, eltern- und familienloses Mädchen; Sie sind der reiche Kaufmann aus gutem Hause, der, wie ich gestern abend im Stadthaus zufällig hören

mußte, unter den besten Partien des Städtchens nur zu wählen braucht. Das paßt nicht gut zusammen. Sie haben eine aussichtsreiche Zukunft vor sich, der ich unter keinen Umständen hindernd im Wege stehen möchte. Lassen wir es daher bei der Freundschaft bleiben.«

Mit tränenfeuchten, todtraurigen Augen blickte Susanna wieder zu Dubold auf. Diesem war im jähen Wechsel das Blut in die Wange geschossen; sein Gesicht strahlte vor Freude. »Nur das war's also!« jubelte er wie plötzlich von einer Zentnerlast befreit. »Eine flüchtige Liebeständelei traust du mir zu! Aber liebste, liebste Susanna, kennst du mich noch so schlecht! Fühlst du denn nicht, daß es mir heiliger Ernst ist mit meiner Liebe, meiner ersten, mächtigen Liebe, zu der nur du mich entflammen konntest! Was brauche ich mehr als dich, dich ganz allein, wie du bist, um mein größtes Glück auf Erden zu finden! Die andern lassen mich kalt, nur dir, dir allein gehört mein Herz. Ohne dich wäre mein künftiges Leben öde und leer und nicht mehr wert, gelebt zu werden; ich könnte dich nie, nie mehr vergessen. Nichts, gar nichts steht daher unserer Verbindung im Wege.«

In größter Erregung und Hast hatte Lukas gesprochen, wie wenn er dem Schicksal sein Lebensglück noch im letzten Augenblick durch seine überzeugenden Worte hätte entreißen müssen. Leise weinte Susanna vor sich hin; aber diesmal waren es Tränen der Freude, die über ihre Wangen herunterkugelten. Mit der Hand unter ihrem Kinn hob Lukas das Köpfchen in die Höhe. Ein warmer, inniger Strahl unendlicher Liebe leuchtete ihm aus ihren verweinten Augen entgegen. Stürmisch zog er das geliebte Mädchen an seine Brust und drückte ihm seine langen, heißen Küsse auf den Mund, der sie einen nach dem andern mit dürstenden Lippen trank.

»Ich kann's nicht fassen«, flüsterte endlich Susanna mit tränenerstickter Stimme, indem sie ihr Köpfchen an Dubolds Brust barg, »es kommt mir alles so unverhofft, so überwältigend und unverdient vor«. Aber während ihr Lukas begütigend zusprach und zärtlich seine Hand über ihren Scheitel gleiten ließ, richtete sie sich auf einmal lächelnd empor und schlang leidenschaftlich ihre Arme um den Hals des Geliebten.

»Du lieber, lieber Mensch, ich hab' dich ja so entsetzlich lieb! Ich weiß kaum, wie es über mich gekommen ist. Das war's ja eben, warum mich heute nach und nach eine so tiefe Traurigkeit beschlichen hat: diese immer stärker in mir aufkeimende Liebe, die mir gleichzeitig eine so furchtbare Angst einflößte, die Angst, dich wieder verlieren zu müssen. – Ist's wirklich möglich? Ich kann's noch immer kaum fassen.«

Keines hatte mehr Augen für Waldi, der sich inzwischen einige Schritte vor ihnen auf dem Weg hingesetzt hatte und, auf jedes Wort aufpassend und jede Bewegung scharf beobachtend, ruhig wartete; sonst hätten sie ganz bestimmt bemerkt, wie er mit hochgezogenen Maulwinkeln vergnügt auf den Stockzähnen lachte, als hätte er sagen wollen: »So, jetzt wär's endlich soweit! Aber natürlich, an den Waldi, diesen ‚alten Sünder', diesen ‚unverbesserlichen Spitzbuben', der sie doch schließlich zusammengebracht hat, denkt keines mehr!«

»Laß uns gehen, Liebster«, unterbrach nach einer Weile Susanna das Kosen, »sonst kommt am Ende dieser tolle Reiter noch einmal zurück und überrennt uns alle beide mitsamt unserem Glück.«

Eng umschlungen schritten sie weiter. Aber schon nach wenigen Schritten blieb Susanna wieder stehen und blickte mit schalkhaftem Lächeln zu Lukas auf. »Weißt du, Liebster, jetzt gehe ich morgen früh noch einmal so gern hinauf ins Schloß. Jetzt muß mich Vater Pestalozzi lehren wie Susanna ihre – und des Tuchherrn Emanuel Lukas Dubold Kinder lehrt.« Verschämt errötend barg sie ihr Köpfchen, das Lukas über und über mit Küssen bedeckte, an seiner Brust. Dann blickte sie traumverloren in die Ferne und flüsterte leise: »Und das alles habe ich meiner guten, alten Hutschachtel zu verdanken. – Was doch dieser liebe Schlingel von Amor oft für Spässe ersinnt, um zwei Herzen zusammenzubringen!«